experimenta

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti, Antje Hampe und Rüdiger Heins
06.2019

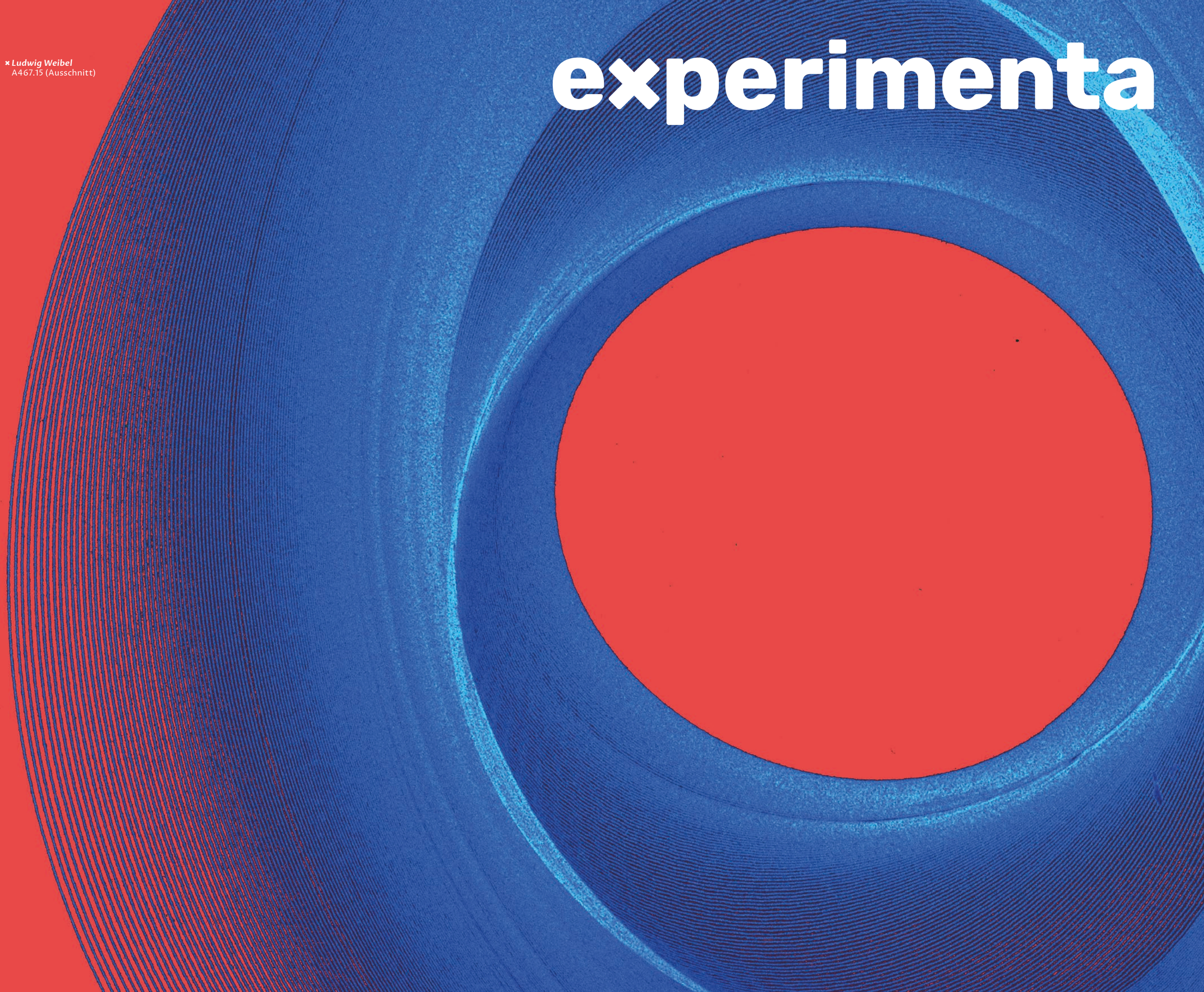
SPIELRÄUME

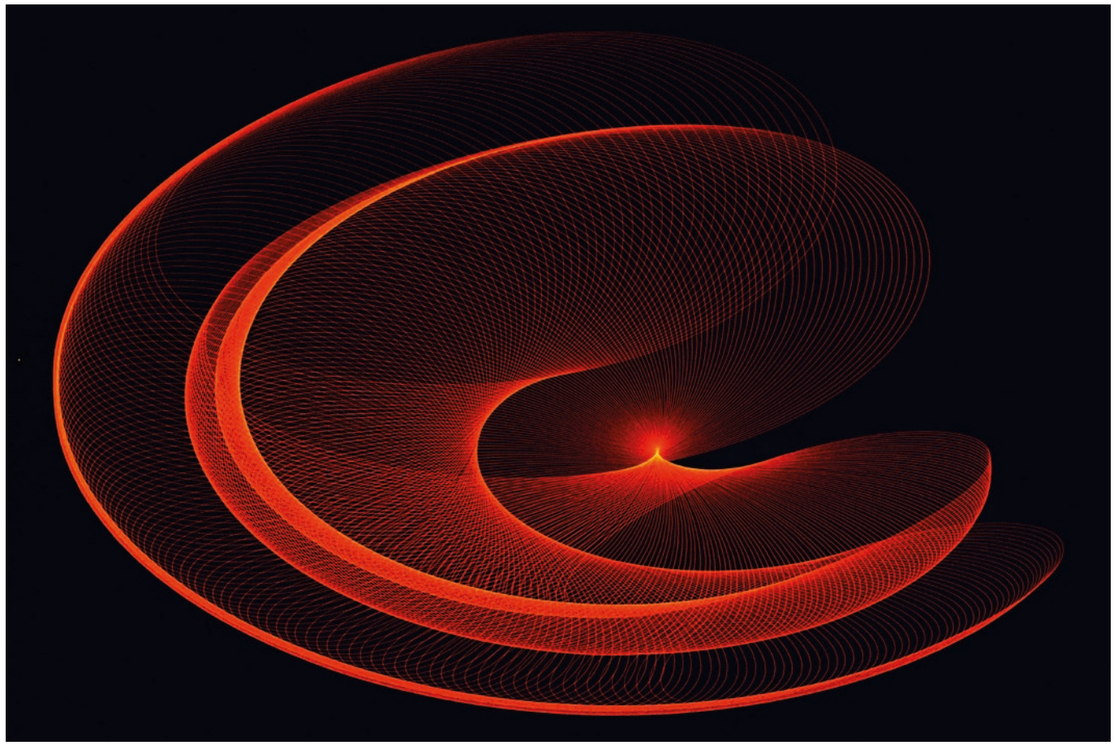
Inhalt

Ludwig Weibel	∞	*Titelbild*
Charles Stünzi	5	*Editorial*
Katelijne Gillis	8	*So war es*
Martina Arp	19	*untitled*
Martina Arp	19	*Ein großer Krieger*
Ludwig Weibel	21	*Zur Entstehung der Spiralbilder*
Paul Gisi	22	*Die Freiheit der Fantasie*
Jerusha Präpst	24	*Seit an Seit*
Birgit Ottengraf	27	*Im Waschsalon*
Gudrun Güth	28	*Haltestellen*
Charles Stünzis Antiquariat	32	*Beowulf – Das Hereinbrechen des Christlichen in die Literatur*
Anton Rey	39	*Butterflûtes*
Jutta Frenzel	44	*Lebenswertes Autorenleben*
Charles Stünzi	48	*Sonettes Liebesgedicht*
Paul Gisi	50	*Konspekt eines Untergangs*
Mario Andreotti	54	*Neue Erzählprosa aus der Schweiz*
Daria Hill	58	*Fiebertraum*
Daria Hill	59	*Splitter*
Matthias Spiegel	60	*Circus*
Matthias Spiegel	60	*Wahrheit 112*
	63	*Preise & Stipendien*
Wollsteins Cinemascope	72	*Zwischen den Zeilen*
Seminar	73	*Wie wird heute erzählt?*
B. S. Orthau	76	*Beiträge zur Gedenkschrift, Teil 4*
Paul Gisi	88	*Brief an Ludwig Weibel*
	100	*Impressum*

experimenta

× ***Ludwig Weibel***
A467.15 (Ausschnitt)





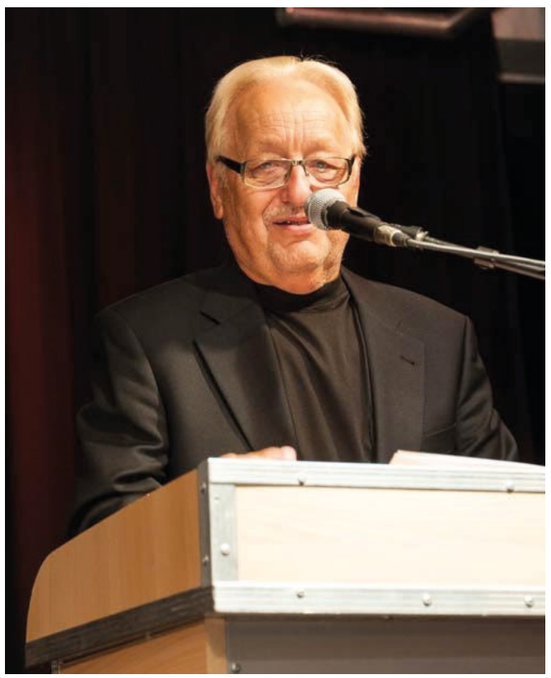
Ludwig Weibel
B607.11 (Titelbild)

Editorial

Künstler – bessere Menschen?

Geneigte Leserin, geneigter Leser,
sind grosse Künstler (Maler, Bildhauer, Komponisten, Schriftsteller etc.) ethisch bessere, moralischere Menschen als andere Individuen? Sicher nicht, oft eher das Gegenteil! Und warum denn auch? Dass sie mehr Imagination, Kreativität und künstlerisches Können haben als durchschnittliche Vertreter der menschlichen Spezies, hat nichts mit Moral und mit Werten zu tun. Wäre eine Korrelation zwischen menschlicher und künstlerischer Grösse bzw. Güte gegeben, dann wäre z. B. ein Wagner kein antisemitisches Ekel gewesen und ein Rodin kein frauenverachtender Macho, der seine Geliebte Camille Claudel so schändlich ins Verderben stiess. Grosse Künstler, aber gleichzeitig äusserst fragwürdige Charaktere, so erscheinen uns diese Menschen im Nachhinein. Der Widerspruch ist nicht aufzulösen. Dass sich Künstler oft gegenseitig nicht mögen und neidisch aufeinander sind, das weiss man auch. Konkurrenz mag man einfach nicht, man will selbst der Grösste und Beste – oder der Grössere und Bessere – sein. Zwei in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bedeutende Schriftsteller der Schweizer Region, in der ich lebe, missgönnten sich gegenseitig dermassen die Butter auf dem Brot, dass es der Kulturrat, um weiterhin im Frieden mit beiden zu leben, nicht wagte, einem der beiden den kantonalen Kulturpreis zu verleihen. Ich weiss dies von einem Insider.
Nun könnte man meinen, eine gewisse gegenseitige Rücksichtnahme bei der Organisation kultureller Anlässe sei unter Künstlern und Veranstaltern eine durchaus zumutbare Selbstverständlichkeit. Sprechen wir wieder vom Literaturbetrieb, aber diesmal vom zeitgenössischen. Die meisten Autoren, Verlage, Buchhandlungen und anderen Organisatoren wählen ein anderes Datum für eine Veranstaltung, wenn sie sehen, dass in der gleichen mittelgrossen Gemeinde an einem Abend bereits eine Lesung oder eine Buchvernissage stattfindet. Aber es gibt auch andere, die, auch wenn ein regionaler Veranstaltungskalender im Internet alle bereits organisierten Anlässe auflistet, terminlich rücksichtslos auf Kollisionskurs gehen. Dies habe ich als Co-Präsident eines regionalen Schriftstellervereins erst kürzlich zum wiederholen Mal erfahren müssen. Diese Zeitgenossen leben offenbar gemäss einem der leider zutiefst menschlichen, aber zum Glück nicht für alle Menschen geltenden Grundsätze «Homo homini lupus.» («Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf.»; Sentenz des römischen Komödiendichters Plautus), «Jeder für sich und Gott für alle.» oder ganz einfach «Me first!»

Charles Stünzi



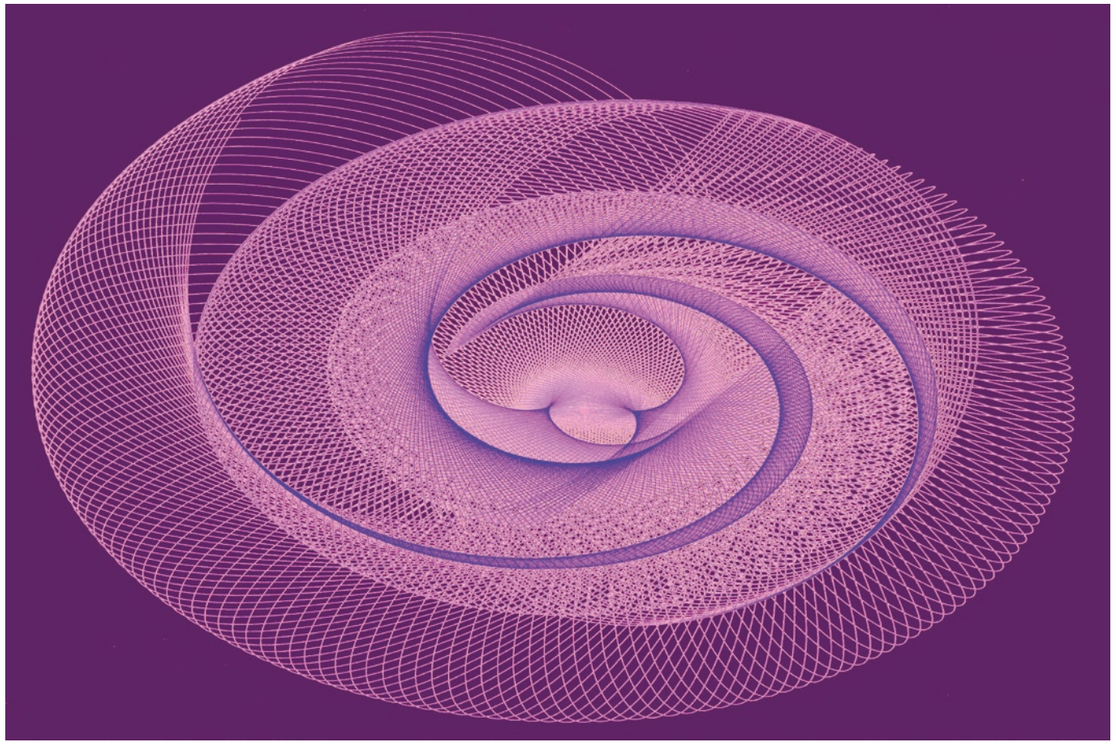
Die **experimenta** finanziert sich ausschließlich durch Spendengelder. Das macht uns unabhängig von Werbung.
Seit fünfzehn Jahren ist es uns gelungen, unser Magazin auf diese Weise, mit einem geringen Budget, über die Runden zu bringen. Dennoch möchten wir Sie an dieser Stelle bitten, die **experimenta** durch Ihre Spende zu unterstützen. Bei mehr als 20.000 Abonnentinnen und Abonnenten kann uns schon ein Betrag von 1 bis 50 Euro oder mehr sehr hilfreich sein, um unsere redaktionelle Arbeit entspannter und effektiver zu gestalten.

Mit Ihrer Spende können wir Kosten für umfangreiche Recherchen finanzieren. Damit wir die nächsten fünfzehn Jahre weitermachen können, hoffen wir auf Sie mit Ihrer Solidaritätsspende.

Wir bedanken uns herzlich für Ihre Unterstützung!
Ihre **experimenta** Redaktion

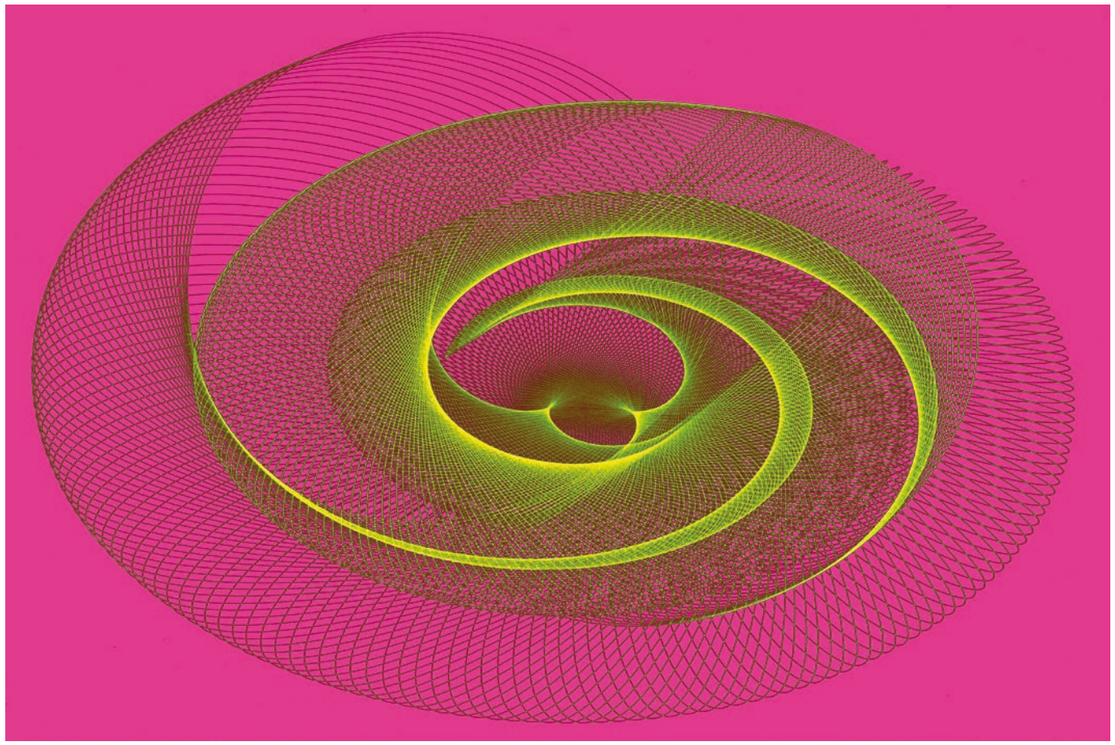
Unabhängig durch Solidarität.

Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.
IBAN: DE57 5519 0000 0295 4600 18
BIC: MVBMDE55XXX
Verwendungszweck: **experimenta**



Ludwig Weibel
A594.12

Ludwig Weibel
A594.15



Katelijne Gillis

SO WAR ES

Wenn ich durchs Haus gehe, frage ich mich, wofür mein Leben gut war. Ich habe nichts erfunden, keinem das Leben gerettet, keine Kinder gezeugt. Kaum gekannt habe ich meine Eltern. Meine Mutter, eine wortkarge Apothekerin, starb an einen selbstgemischten Cocktail, als ich 2 Jahre alt war und wir nach Argentinien auswandern sollten.
Mein Vater war Politiker und redete so viel, dass ich ihn nie wirklich verstanden habe. Das leere Gerede war wie ein Witzgeschenk, eine Schachtel nach der anderen um die Sache herum. Zum Schluss wusste man nicht, ob man sich freuen oder sich über den ganzen Müll ärgern sollte. Natürlich war es schlimm, als Mutter plötzlich nicht mehr da war, ich weiß nicht, ob er vor diesem Unglück auch schon so viel geredet hatte. Vielleicht hat er so einen Ausweg gesucht.
Er ist dann aber erst ausgewandert, als ich 18 wurde und allein zuhause bleiben konnte. Die Skandale um ihn hatten sich da zum größten Teil schon gelegt. Eduard, der Hausangestellte, ist bei mir geblieben. Eine treue Seele.
Ich habe ein Studium angefangen, wurde Lehrer, und einige Stunden pro Woche gab ich Sportunterricht in der Stadt, an der Mädchenschule. Mein Gehalt war niedrig, ich arbeitete nicht mehr als 2 Stunden pro Tag, aber es kam ja regelmäßig Geld aus Argentinien dazu.
Und über die Nachhilfestunden werde ich nichts berichten, das weiß nur Eduard. Er hat mich immer liebevoll unterstützt, war mir mein Leben lang näher als mein Vater.

Elsbeth war meine Nachbarin. Sie war in meinem Alter und zog mit ihrer Mutter in das alte Haus ein, das schon ewig zu vermieten gewesen war. Es stand am Ende der Straße, am Waldesrand. Den Eigentümer kannte ich nicht, kurz war ich eifersüchtig, dass er im Gegensatz zu mir zwei einsamen Damen etwas bieten konnte. Sie kamen aus der Stadt, anfangs bekam ich sie kaum zu Gesicht, fast immer hatten sie die Vorhänge zugezogen. Ich stellte sie mir vor, zwei Damen von Welt, mit Hut und weißen Handschuhen.
Von weitem hatte ich sie schon spazieren gesehen. Ihre gebückte Haltung gegen den Wind, der hier auf dem Land tückisch, wild und feucht war.
Eine Weile habe ich abgewartet, ob sie sich bei mir vorstellen würden, aber als monatelang kein Zeichen kam, habe ich Eduard mit einer Einladung zum Tee geschickt. Seidenstrümpfe auf meinem Gartenweg, so malte ich mir aus, würden den Garten ein besonderes Flair geben.
Die Phantasie war stärker und schöner als die Wirklichkeit. Sie kamen vorbei, ihnen war kalt, sie fühlten sie unwohl, sodass wir eine Stunde am Tisch im Kaminzimmer gesessen haben, bevor sie wieder nach Hause gelaufen sind. Eduard sagte: „Vermutlich hat Gott die Frau erschaffen, um den Mann kleinzukriegen. Voltaire“ und trank noch einen Rotwein mit mir am Kamin.

Nach dem Tod ihrer Mutter kam Elsbeth mich etwas öfter besuchen.
Ich lud sie ein, mit mir am Teich zu sitzen und die Libellen zu beobachten. Sie saß auf ihrem Klappstuhl, hielt sich mit beiden Händen an den Seiten fest, sodass ich ihre weiße Handknochen sehen konnte. Still blickte sie übers Wasser. Eine Totenmaske hatte sich über ihr Gesicht gelegt, ihre Züge waren starr und ernst.
Da hätte ich wissen müssen, das wird nichts.
Kein Lächeln in den Augen, ein harter Zug um den Mund. Es war absolut windstill.

Dieser Mund hatte mich immer wieder herausgefordert, ihn zu küssen. Unwillig und steif hat er darauf gewartet, dass ihn jemand weicher macht. Keinen Kuss konnte er empfangen, aber dennoch habe ich immer wieder versucht, wenigstens eine Erinnerung zu wecken.
Ein Mund freut sich über die Nachricht, die fremde Lippen wortlos bringen. Ich habe gedacht, ich könnte Elsbeth eine Erinnerung schenken. Ein geheimes Zeichen überbringen, sie ins Paradies führen, an meiner Hand. Aber bis zum Schluss blieb die Pforte verschlossen.
Kein einziges Mal habe ich sie besucht, nie hat sie mich eingeladen. Der Gedanke war auch gruselig, mir kam das Haus wie eine jahrhundertealte, moosbedeckte Festung vor, in der Tote aufgebahrt lagen. Es bedrückte mich, ich war froh über die hohe Weißdornhecke, die uns trennte. Und ich freute mich, wenn Elsbeth zu Besuch kam.

Bis zu meinem Tod habe ich das rosa Zimmer „Elsbeths’ Raum“ genannt, in der Hoffnung, etwas Geheimnisvolles in mein Leben zu bringen. Als sie bei mir Tee getrunken hat, sorgte ich dafür, dass dort gedeckt war, dass eine saubere, steif gebügelte Tischdecke über den großen Tisch lag, Blumen in der Vase standen und frischgebackene Kekse gereicht wurden. In der Ecke stand ein Kanapee, für den Fall, dass sie sich ausruhen wollte.

Eduard wusste, dass sie Ruhe brauchte. Er schlich geräuschlos durch die Zimmer und sperrte den Hund in den Flur ein. Penibel achtete er darauf, dass alle Fenster geschlossen waren, als Elsbeth zu Besuch kam, aber sie legte unbeirrbar das Tuch um ihre Beine, spähte erschreckt um sich, sagte: „Ich glaube, es zieht hier“ und biss streng in einen Keks, so als wäre er eine Zitrone.

Der Garten war wildromantisch, vor allem, wenn im Mai alles blühte, duftete und überall die Farben explodierten. Wenn die Vögel laut und waghalsig waren und die Blumen jung, prall und voller Versprechen.
Leider teilte Elsbeth meine Begeisterung für den Garten nicht. Sogar im Sommer saßen wir meistens drinnen, wenn wir uns trafen. Wenn nur ein bisschen Wind die fernen Baumwipfel bewegte, legte sich ihre Stirn in tiefen Sorgenfalten. Sie griff immer wieder nach ihren Haaren, ergraut und streng in einem Dutt gebunden, steckte mit scharfen Nadeln die trockenen Strähnen entschieden fest.
Nur selten kam sie mit an den Teich. Dort saß sie dann, wie immer auf dem äußeren Rand ihres Klappstuhles, sorgenvoll um sich schauend. Dabei redete sie fast die ganze Zeit, sinnloses Zeug, sah mich nicht an, wenn ich mich zum Schwimmen auszog. Sie seufzte, wenn ich aus dem Wasser kam. Ich gebe zu, dass ich ein lustvolles Stöhnen gewünscht hatte, für meinen Körper hatte ich ganz schön hart gearbeitet, aber sie seufzte genervt. Und redete weiter, während sie ihren Rock geradestrich und in die Ferne blickte. Sie sah gekränkt aus.
Ich weiß nicht, warum sie mich faszinierte.

„Wollen Sie mit mir schwimmen?“, fragte ich sie eines heißen Nachmittags im August. Völlig überrascht hörte ich, wie sie sagte: „Ja, ich will“. Ich war so erstaunt über diese Reaktion, freute mich so sehr, sie endlich mal nackt sehen zu können, dass ich ganz schnell zum Haus gerannt bin, um ein Tuch zu holen. Keine Zeit Eduard zu rufen, ich wollte es selbst tun. Ich meinte zu spüren, wie sich etwas verschoben hat in ihrer Bastion, wie ich jetzt doch vielleicht eine kleine Chance bekommen würde, einzudringen. Als ich dann aber mit großen Sprüngen zurückkam, ein großes, weiches Tuch im Arm, war sie weg. Einfach gegangen. Da stand ich mit ihrem blassblauen Badetuch.
Mein Haus stand ihr nach dem Tod der Mutter weit offen. Ich hatte vorgeschlagen, dass sie zu mir zieht und die Miete spart. Widerwillig zog sie ein, als ihr morsches Haus schon fast verfallen war, und der Wind auch das letzte Zimmer, in das sie sich verzogen hatte, erreichte. Ich rief den unbekannten Vermieter an und kündigte die Wohnung. Es war ihm egal. Sie zog zu mir und mein Leben bekam einen hölzernen Klang, die Lieder, die ich komponierte, waren schwermütig und kompliziert, nur meine schon längst erwachsenen Nachhilfeschülerinnen waren Lichtblicke am fernen Horizont. Wenn Elsbeth ihre wöchentlichen Ausflüge in die Stadt machte, besuchte mich manchmal eine Freundin. Dann war es so, als würde ich für einige Stunden mein Zupfklavier gegen einen Flügel austauschen.

Bitte schön, was soll denn das? Mutter muss in einer halben Stunde essen, ich kann sie nicht allein lassen. Sie wartet schon auf mich. Was lässt er sich alles

einfallen, oh Gott, oh Gott. Er will schwimmen. Er will nackt in den Teich steigen. Er will, dass ich ihn dabei zuschaue. Er will Eindruck auf mich machen. Vielleicht denkt er, dass ich ihn nicht durchschaue. Mutter, ich komme gleich, ich sehe mir noch dieses Spektakel an, dann gibt es Essen. Was zieht es hier! Die Frisur löst sich vollkommen auf, wie sieht das denn aus. Was würde Mutter sagen, wenn sie noch leben würde?

Er denkt, dass ich jetzt, wo du im Himmel bist, Mutter, zu ihm ziehen will. Er denkt, dass ich für ihn sorgen kann, den Dienstboten beaufsichtigen, Tee trinken. Und ich will das auch. Aber sein Haus gefällt mir nicht, Gott, oh Gott. Wenn ich dort einziehe, muss eine ganze Menge verändert werden.
Das pinkfarbene Zimmer ist verschwenderisch. Es gibt sogar eine Goldborde, kein Mensch braucht so was. Und der Kamin, er bringt nur Dreck ins Haus. Und das bei dem unheilbringenden Geruch von verbranntem Holz. So riecht die Hölle! Die Flecken auf dem Kanapee? Die müsste ich mit Gallseife behandeln. Das heißt, wenn der Möbelstoff farbecht ist natürlich. An einer unauffälligen Stelle ausprobieren. Vielleicht untenrum.

Das Schlimmste sind die Fenster ohne Gardinen. Unfassbar. Welcher anständige Mensch wohnt um Himmels Willen hinter nackten Fenstern? Dort draußen ist der Gartenweg! Man weiß nie, wer sich dort im Dunklen aufhält. Wenn ich einziehe, kommen zuerst überall Gardinen an die Fenster, blickdichte.

Den Gartenweg bist du mal mit mir gegangen, unter den schrecklichen Rosenbogen hindurch, erinnerst du dich? Immer wenn es regnet, bilden sich dort Pfützen. Unmöglich. Die Wildrosen greifen mit ihren scharfen Dornen in die Frisur. Sie bringen alles durcheinander. Wuchern über den Bogen, starren einen arrogant an. Blumen, Mutter, du weißt, welche nicht taugen. Wildrosen taugen nicht. Vor allem nicht, wenn sie riechen. Tulpen ja, aber nur, wenn sie noch ganz verschlossen sind.
Chrysanthemen für dich. Oder Bartgras. Fetthenne.

Du weißt, dass ich manchmal nachts in seinem Garten umhergehe. Dass ich durch die Fenster hineinspähe und ich ihn beobachte. Ja, du weißt, dass ich die Harke mitnehme, als Waffe, für den Fall des Falles, aber auch um meine Fußspuren wegzuharken. Und die Leberwurst in der Tasche. Für den Hund, der manchmal frei herumläuft. Falls ich ihn mit der Harke nicht erschlage, soll er wenigstens fressen und ruhig sein.

Ich stehe im Blumenbeet und verstecke mich hinterm Holunderbusch. Die Nacht ist frisch, ich habe die Mütze auf, die du für mich gehäkelt hast. Ein leeres Zimmer erkenne ich, im Kamin lodert ein Feuer. Ich warte, weiß, dass ich Geduld haben muss.
Sie kommen ins Zimmer. Die Frau hat lange Beine und lange Haare, sie lacht. Unverschämt sieht sie aus, der Mund ist rot bemalt. Sie setzt sich freizügig auf das Sofa, ihre Bluse ist zu weit aufgeknöpft. Er ist auch da, mein Verlobter. Eine Flasche Wein und zwei Gläser hat er dabei. Die stellt er auf den Tisch, er lässt sich neben sie aufs Sofa fallen. Der Hund liegt vor dem Kamin, die Leberwurst in meiner Tasche werde ich heute Nacht nicht brauchen.
Wer ist diese Frau? Mein Verlobter schenkt Wein in die Gläser ein, sie trinken und reden. Er knöpft ihre Bluse weiter auf, zügellos lehnt sie sich zurück. Langsam esse ich die Leberwurst auf. Beide sind fast nackt, sie hat nur noch die Schuhe an. Ich kann meine Augen nicht abwenden, dabei muss ich hier weg, aus dem Beet, weg aus diesem verdorbenen Garten, ich hole mir hier noch eine Blasenentzündung. Die Frau scheint Spaß zu haben, und dabei ist sie diejenige, die eine Blasenentzündung verdient, nicht ich.

Ich beobachte ihn oft nachts. Er ist manchmal allein, manchmal hat er Besuch. Mutter, schade, dass du unsere Verlobung nicht mehr mitbekommen hast. Ich erzähle dir kurz davon. Wir saßen am Teich, er wollte schwimmen und hoffte auf mein Staunen, auf meine Bewunderung für seinen Körper. Als hätte ich ihn nicht all diese Nächte schon in den verschiedensten Positionen kennengelernt. Als hätte dieser Körper noch Geheimnisse für mich.
Er war sich so sicher, dass seine unbekleidete Erscheinung für mich etwas ganz Besonderes war.
Da war plötzlich ein unheimliches Gefühl der Nähe und des Vertrauens in der Luft. Ich sah seine Anspannung und wusste: Alles war schon klar. Das Schicksal hatte uns dort an den Gewässern zusammengefügt. Zwischen den bedrohlichen Schlingpflanzen und stechenden Insekten entschied sich etwas im Garten Edens. Als er nach dem Schwimmen tropfend vor mir stand, fragte er mich. Ich verstand die Worte nicht genau, aber für manche Situationen sind Worte überflüssig. Ich wusste, das ist sein Antrag. Ich habe „Ja“ gesagt, „Ja, ich will.“ Die Antwort hat ihn so sehr überrascht, dass er ins Haus gerannt ist, die Emotionen sind mit ihm durchgegangen. Ich habe den Moment noch kurz nachspürt, bin ruhig aufgestanden und habe den Garten verlassen, bin wissend über den Weg zu unserem Haus gegangen, wo ich mich vor deinen Aussteuerkoffer gesetzt und die Tischdecken gezählt habe. Das Silberbesteck muss ich dringend putzen und die Flecken auf den Servietten mit Gallseife einreiben. Ich muss die Bänder noch mal bügeln und den Haarschmuck richten. Die traditionellen Pflichten einer Braut. Ich brauche neue Schuhe, weiße, bequeme. Meine Schuhe haben die letzte Zeit in seinem Blumenbeet sehr gelitten.

So dachte ich, Mutter, und jetzt bin ich tot. Es kommt mir vor, als hätte ich zu viele Nächte draußen vor seinem Fenster verbracht.
Er war wie ein Priester. Ich stellte mir vor, wie er die Zeit geduldig betend in der heiligen Überzeugung verbrachte, dass er den richtigen Weg kannte. Pur und voller Ehrfurcht richtet er seine Gebete an die Jungfrau. Er hat sogar ein Loblied für mich komponiert. Schade, dass wir beide gestorben sind, bevor die Hochmesse gefeiert wurde. Die unbefleckte Empfängnis.
Gallseife.

Ich gebe zu, nachts träumte ich von dem Körper der Frau, die nur Schuhe anhatte. Eine Schlange war sie, sie hat uns aus dem Paradies vertrieben. Sie hat uns verführt und war unfassbar schön.

Als die Decke meines Hauses undicht wurde und der Wind nun auch das letzte Zimmer, in dem ich mich aufhalten konnte, erreicht hatte, bin ich zu ihm gezogen. Mein Verlobter hat meinen Vermieter angerufen, die Wohnung gekündigt, mich aufgenommen. Eine Weile wohnten wir unter einem Dach, ich habe mich damit abgefunden.
Plötzlich sind wir alt geworden.

Die Übermut. Die Feierlichkeit. Die glänzenden Augen. Das gehauchte: „Guten Abend, Eduard“. Der Geruch von Körperlichkeit. Das Herzrasen, hörbar. Die Weingläser auf dem Tisch, der Abdruck roter Lippen. Die leidenschaftlichen Schreie, die ich bis in meiner Wohnung hören konnte. Das Feuer, das zu schnell brannte. Die Speisereste auf dem Boden, das rote Band einer Dame auf dem Tisch. Die beiden, eng umschlungen, warm, erschöpft. Die Flecken auf dem Kanapee. Meine leise Nachtrunde. Die Fußspuren Größe 42 im Blumenbeet, mondscheinbeleuchtet. Der Umriss, der unbeweglich dort steht und ins Fenster starrt. Der Hund, der gelernt hat, geräuschlos zu jagen, der Hund, der auch alles weiß.
Nie konnte ich mir Sébastien und Elsbeth als Paar vorstellen. Beide waren nicht frei.

Sie pflegte ihre Mutter, eine verbitterte Frau, die sich einem zwielichtigen Mann hingegeben hatte. Noch vor der Geburt seiner Tochter verschwand er wie ein

Raubritter in der Nacht und ließ eine beschädigte und unfruchtbare Erde zurück. Dort konnte nichts mehr wachsen und blühen. Zwischen Mutter und Tochter wuchs nur noch ein Gefühl von Scham, ein Gefühl von Schuld. Über den Raubzug wurde nie gesprochen.

Ein Leben lang lag der unausgesprochene Vorwurf zwischen beiden Frauen.
Die Bitterkeit drang überall ein, langsam und stetig. Sie vergiftete die Umgebung, die Luft. Sie vergiftete auch Elsbeth, tötete jede aufkeimende Neugierde. Und glauben Sie mir, ohne Neugierde kann man kein Mensch sein.

Sébastien hat seine Mutter kaum gekannt.
Ich habe sie gut gekannt, sie war eine tolle Frau. Leider konnte ich sie nicht halten, ihr Abgrund war zu tief. Ihr Mann, der in der Politik tätig war, entschied, nach Argentinien umzuziehen. Sie und der zweijährige Sohn sollten mitkommen. Ein neues Leben anfangen.
Sie musste ihr Haus verlassen, das schon seit vielen Jahren in Besitz ihrer Familie war. Sie musste ihr Land zurücklassen, mich. Meine Liebe für sie.

Ich habe sie vergöttert. Schon von Anfang an, als ich ein junger Dienstbote war und mich für eine Stelle im großen Haus bewarb. Mit einem Lächeln hat sie mich genommen, ich war der zuverlässige, pünktliche, korrekte Eduard. Ich war treu an ihrer Seite. Nur in einer Sache war ich nicht ganz korrekt, aber das bedauere ich nicht, ganz im Gegenteil.

Es war eine schöne Zeit, trotz des Politikers. Als Sébastien geboren wurde, war ich der glücklichste Mann der Welt, das können Sie mir glauben. Er hatte meine Augen.

Aber nun sind wir alle nicht mehr auf der Erde. Zuerst ist sie gegangen, sie sah keinen Ausweg mehr. Ich habe geschworen, dass ich auf Sébastien aufpasse, ihn durch sein Leben begleite, ihm aber nicht die Wahrheit erzähle. Das brauchte ich auch nicht, ich vermute, er wusste es. Jedenfalls hatten wir eine vertraute, sehr tiefe Verbindung, vor allem nachdem der Politiker abgereist war. Dann war der Junge schon 18, zum Glück ist er nie weggezogen, auch nach meinem Tod nicht. Ich bin stolz auf ihn.
Ab und zu streift er noch durch unser Haus, sitzt im Wohnzimmer, horcht die Geräusche vom Wind im Kamin. Die Fenster sind kaputt, die Farbe der Wände abgeblättert. Die Holzdielen morsch.

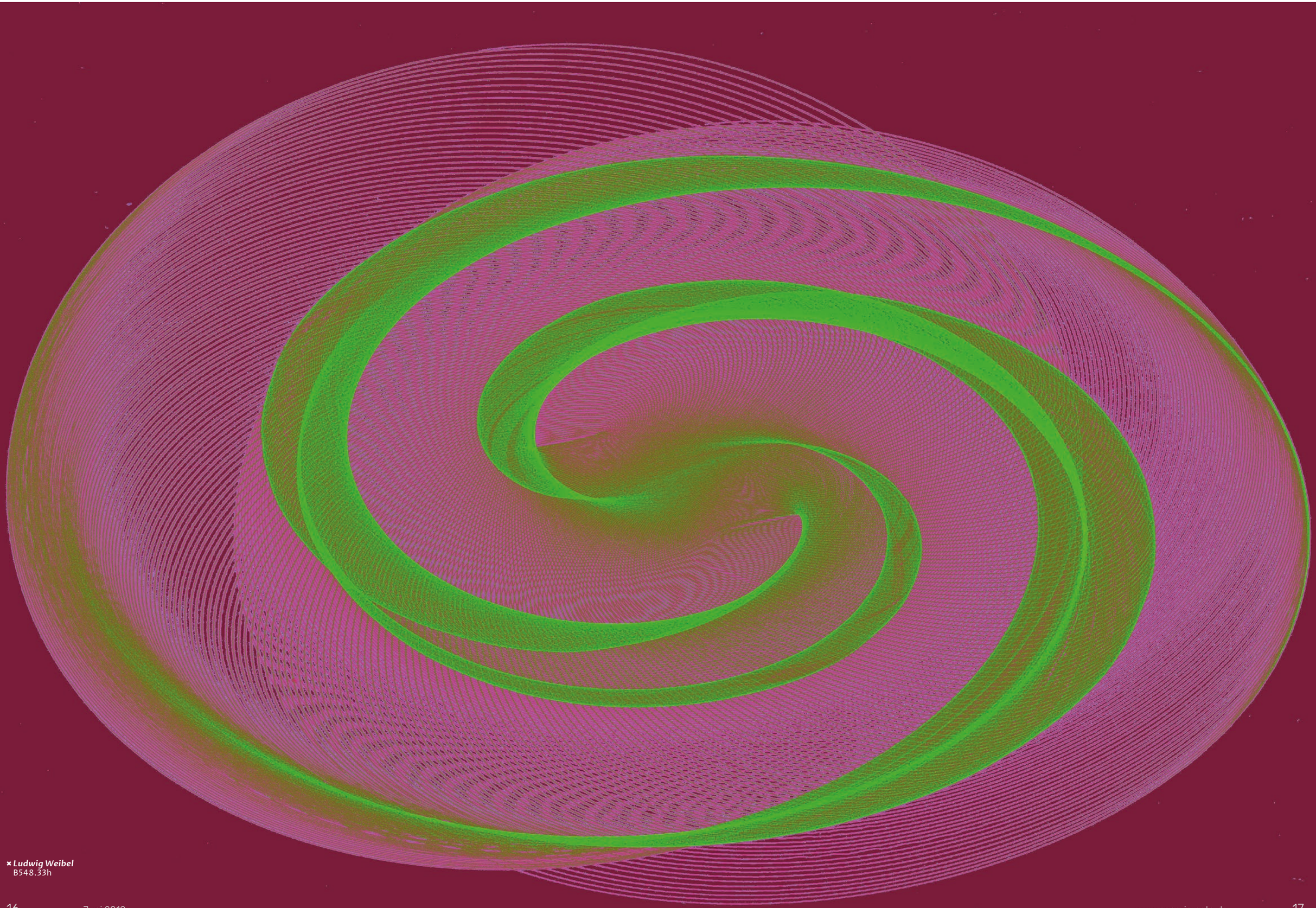
Es gab viel Stille in diesem Haus, aber auch die wunderbarste Musik, die ich mir vorstellen kann. Wenn Sébastien Cello gespielt hat, hat das Haus atemlos gelauscht.
Es gab einige Momente der Leidenschaft, wie Laubfeuer in einer kalten Novembernacht. Dann glühte die Farbe an den Wänden, die Goldborde glänzte. Der Hund war aufgedreht und ich sorgte dafür, dass ein gutes Frühstück auf den Tisch kam.

Elsbeth ist wieder in die Stadt gezogen, weil sie das Leben auf dem Land nicht vertragen hat Sie lebte noch lange.
Später drang die Kälte ins Haus. Ich machte lange Spaziergänge mit dem Hund, wir beide alt und träge. Sébastien spielte wehmütige Lieder aus der Vergangenheit. Er war ein sehr guter Musiker, unterrichtete auch an der Musikschule. Es gab keine großen Veranstaltungen in unserem Haus, keine ausgelassenen Feiern, es gab nicht viel Leichtsinn. Es gab einen schönen Garten, einen treuen Hund. Es gab guten Wein. Es gab schöne Frauen.

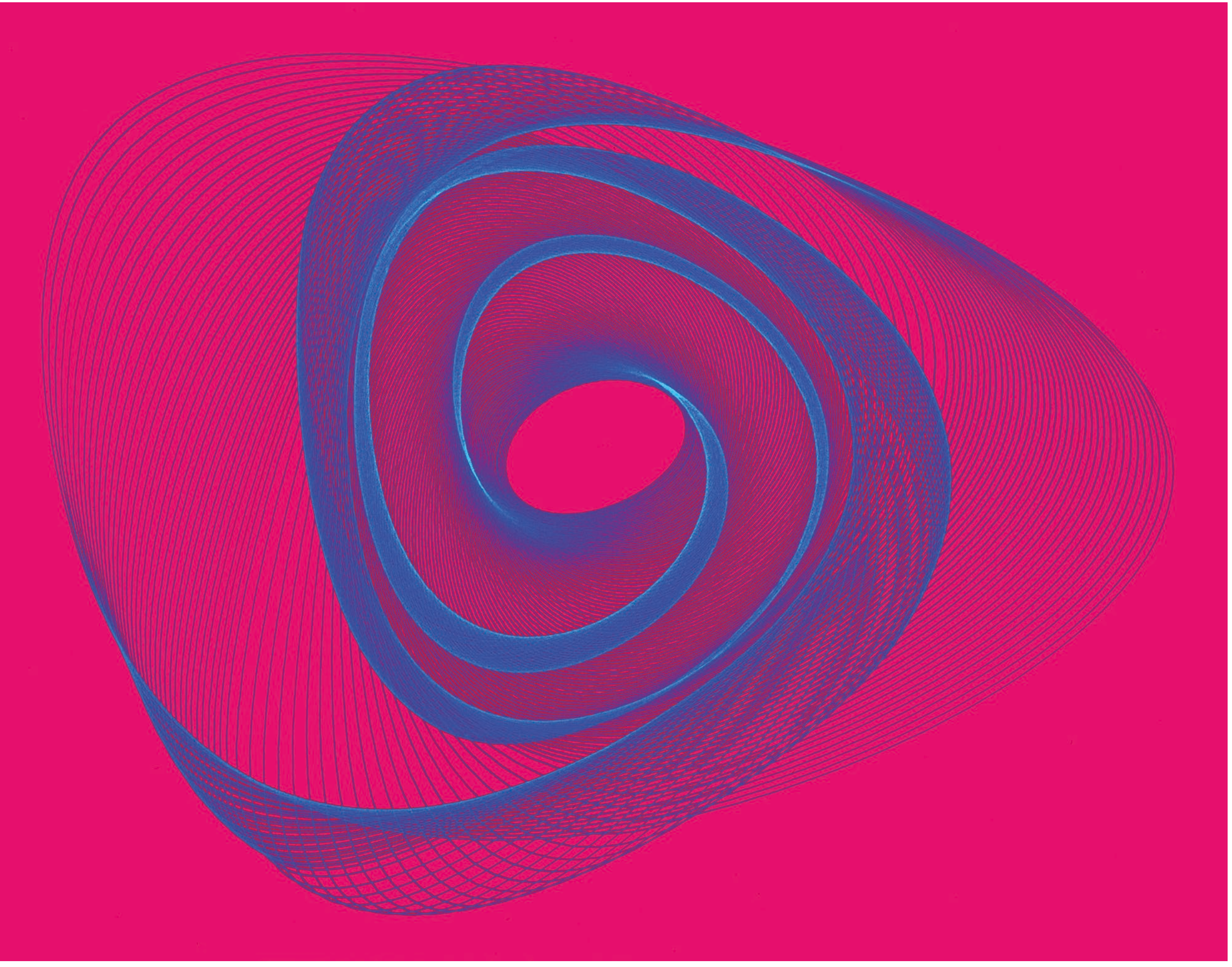
Und es gab uns, das Haus erzählt unsere Geschichte.
Ich bin glücklich.

Katelijne Gillis wurde 1971 in Belgien geboren und hat in Antwerpen Sprachen studiert, Sie lebt seit 1993 in Deutschland, ist verheiratet und hat 3 Kinder. Neben ihrem Job bei einer Ökohaus-Baufirma ist sie als freiberufliche Übersetzerin, Lehrerin und Autorin tätig. Außerdem betreibt sie in Aachen eine eigene Praxis für Physioenergetik.

Schaukasten



× ***Ludwig Weibel***
B548.33h



Ludwig Weibel
B849.hspez

Martina Arp

Die kleine Eidechse
entzog sich
seiner Berührung
und verschwand.

Auf dem Stein,
von der Sonne erwärmt,
ließ er seine Hand ruhen.

Und wartete, bis das Tier
seine Scheu verlor.

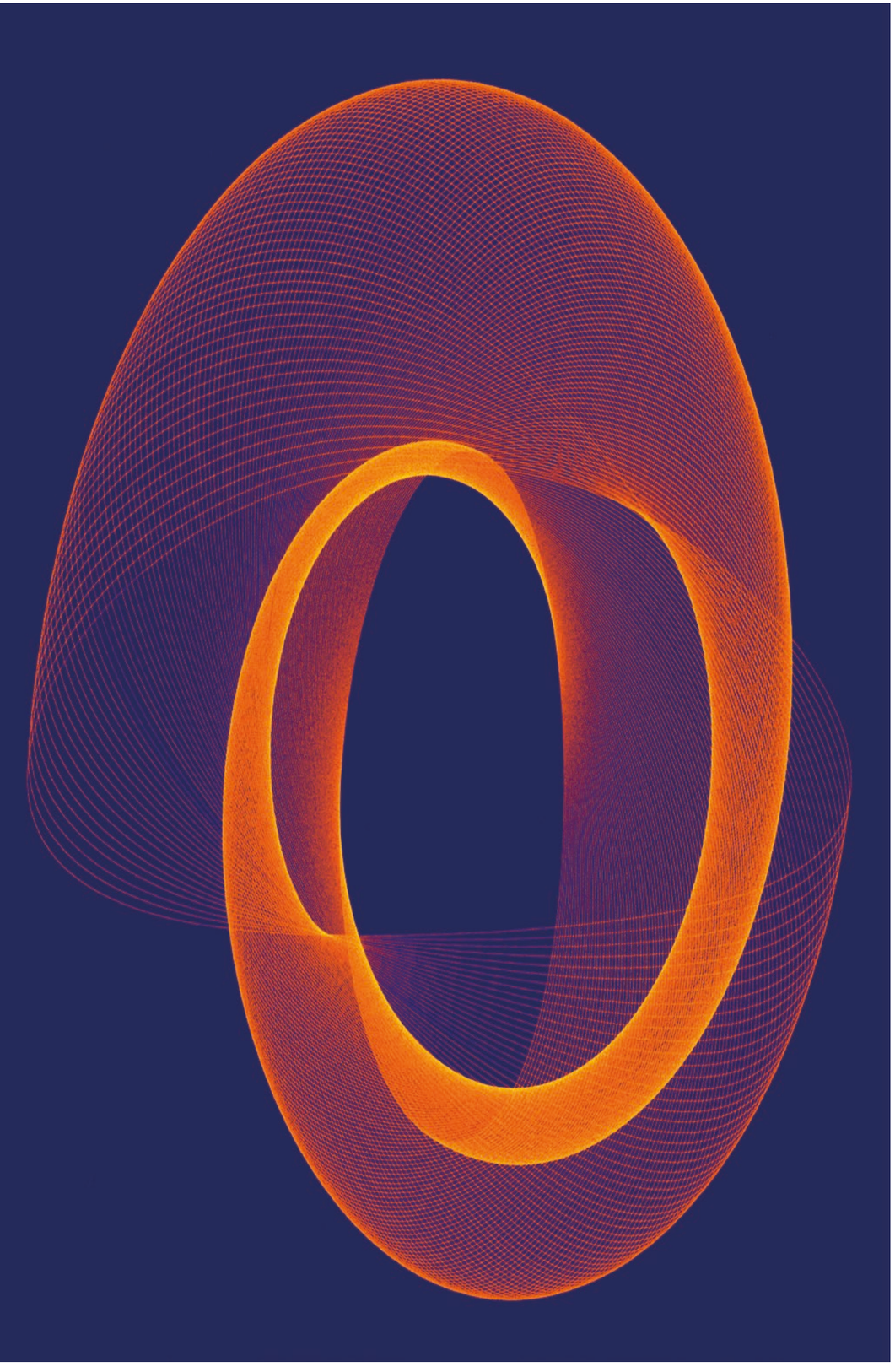
Martina Arp

Ein großer Krieger

Wurde es gram
zu streiten
Und entschloss sich für
andere Dimensionen

Wollte sein
ein Kerzenleuchter,
ein warmer Mantel …
zum Beispiel

Martina Arp, Jahrgang '64, geb. in Berlin, Poesiepädagogin, schreibt Lyrik und Prosa.



Ludwig Weibel
B51.11h

Ludwig Weibel

Zur Entstehung der Spiralbilder

Auf die Idee, einen Schreibstift durch zwei miteinander verbundene Pendel über einen Papierbogen gleiten zu lassen, bin ich schon vor Jahrzehnten gekommen. Durch die so gesammelten Erfahrungen sind die Spiralbilder im Lauf der Zeit auf folgende Weise entstanden: Der Papierbogen wird während der Entstehungszeit der Bilder langsam um seinen Mittelpunkt bewegt. Der Schreibstift kann je nach Bedarf von diesem Mittelpunkt entfernt eingestellt werden. Die beiden Pendel müssen fast genau dieselbe Länge und damit Schwingungsfrequenz aufweisen, welche jedoch während der Entstehung der Bilder verändert werden kann. Jedes Pendel passiert beim Durchgang durch die Mitte eine Fotozelle, mit welcher vier kleine Ventilatoren betätigt werden. Diese wirken je nach Einstellung hemmend oder beschleunigend auf die Pendel ein, sodass auch damit die Spiralen verändert werden.

Zudem ist es wesentlich, mit welchem Umriss die Zeichnung beginnt, mehr rundlich oder oval, nach oben oder nach unten geneigt. Ein Teil der Zeichnungen ist auch mit zwei Schreibstiften entstanden. Manchmal hebe ich die Stifte für eine Weile vom Blatt ab und setze sie dann wieder auf. Alle Urformen werden mit grüner Tintenfarbe auf weisse Blätter geschrieben. Die Einfärbung und Veränderung der Flächenmasse geschieht dann am PC.

Ludwig Weibel, geboren 1933, lebt in 9200 Gossau-St.Gallen. Ing.HTL, In zwanzigjähriger Freizeitarbeit Erstellung einer Modelleisenbahn-Anlage auf einer Fläche von 500 m², durch welche in Lichtensteig Kt.St.Gallen ein Erlebnispark begründet worden ist. Zusammen mit einem Bruder Geschäftsleitung in der väterlichen Fabrik für Damenbekleidung. Als Autor tätig zur Philosophie des Seins. Texte sind veröffentlicht unter www.webstories.de. Homepage: www.das-sein.ch

Paul Gisi

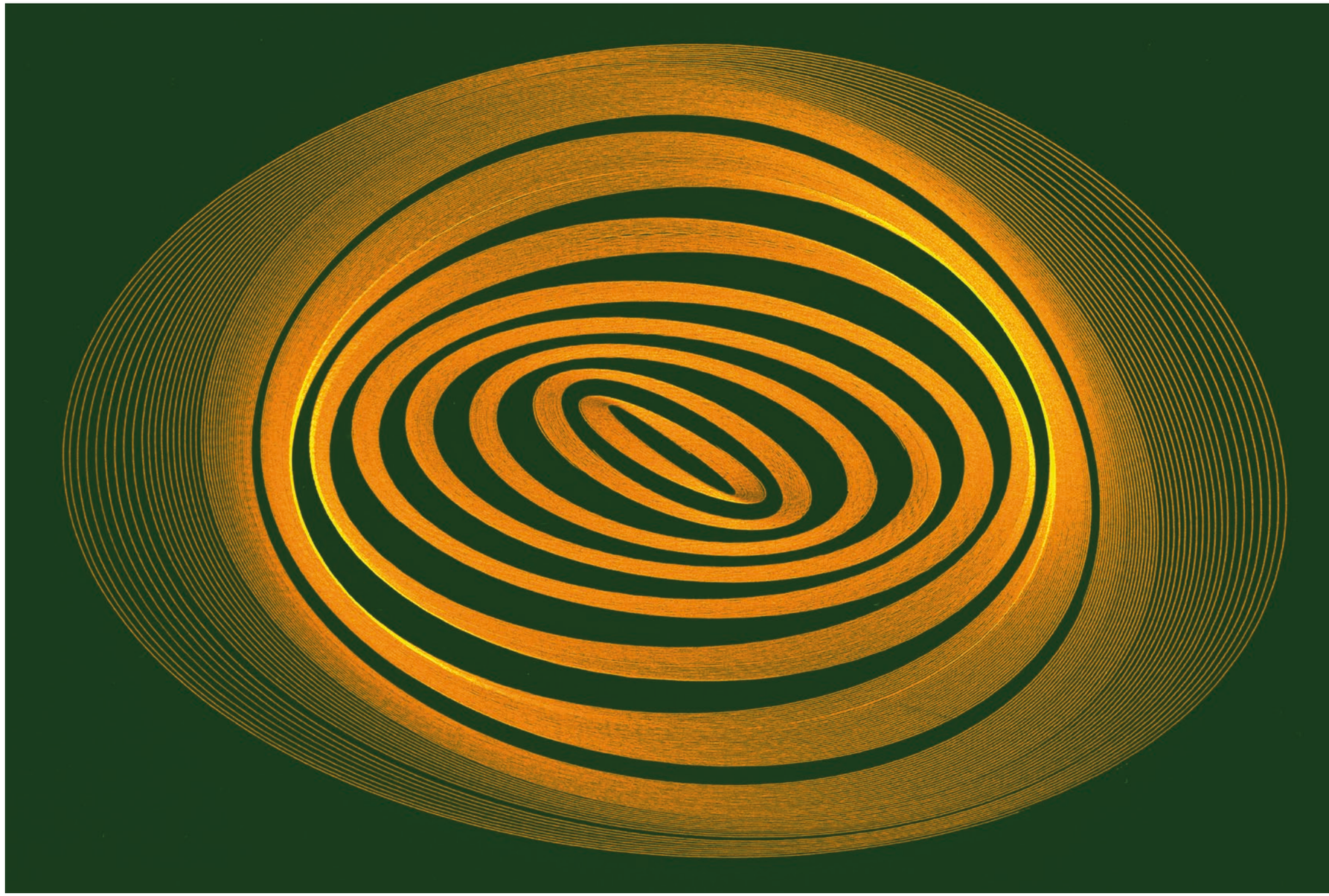
Die Freiheit der Fantasie

Wir sind alle genügend eingespannt in die jahrelang, ja jahrzehntelang vorgegebenen Verhaltensmuster und Klischees der Gesellschaft. Es gibt vorgedruckte Wunschkärtchen zu Hochzeit, Geburt und zum zwanzigsten Geburtstag. Das, was man selbst nicht zu sagen vermag, kann man schön aufgedruckt kaufen; Gefühle für vier Franken achtzig.

Manchmal schicke ich meinen Bekannten seitenlange, ausufernde Briefe zu einem jeweiligen Anlass – zuweilen auch aus lauter Lust zu schreiben, auch wenn kein konkreter Anlass besteht. Wenn das Räucherstäbchen den herrlichen Duft nach Jasmin verströmt und meine Bienenwachskerze fröhlich flackert, ich eine festliche Messe von Luigi Cherubini höre und in meinem Glas ein tiefsinniger provenzalischer Wein mir zuwinkt, ich entspannt in meinem Drehfauteuil sitze und meine dampfende, stampfende Pfeife mit Vanille- und Mango angereichertem Aroma ihre Schäfchenwolken aufsteigen lässt, wird mir wohl ums Herz. Kribblige Gedanken drängen danach, aufgeschrieben zu werden, einfach so, aus Lust am Jonglieren. Ich liebe Transformationen, Metamorphosen, Mutationen, Verwandlungen aller Art, aperspektivische Welten, die Farben der Maler, die Töne der Komponisten, die surrealistischen Wortbilder der Dichter, die Höhlenmalereien der Altsteinzeit, die oft spukhaften expressionistischen Farbsinfonien von Emil Nolde.

Träume als Botschaften des Unterbewusstseins zu sehen, zu hören, bereichert bis zur glücklichen Fassungslosigkeit. Wie herrlich sind die Auffächerungen, die Einfärbungen der Fantasie, der Freiheit sind keine Grenzen gesetzt. Eins ist das andere, alles kann das werden, was man sich vorzustellen wünscht. Ich liebe Synästhesien, die Verschmelzung mehrerer Sinneseindrücke. Landschaften werden zu Musik, Musik wird zu einem Vogelflug, eine Seeanemone zu einem Sternbild, der Mond zu einem Scheinwerfer in einem Zirkuszelt, in dem lustige Dromedare ihre hopsenden, wüstenseligen Runden ziehen.

Das Leben, wie ich es liebe, feiert die Freiheit der Fantasie.



Ludwig Weibel
B831.12h

✖ **Paul Gisi** wurde 1949 in Basel geboren und lebt zurückgezogen am Bodensee in der Schweiz. Er hat über 100 Publikationen vorzuweisen und für seine Lyrik und Kurzprosa auch Literaturpreise gewonnen. Weitere Informationen auf www.zackenbarsch.ch, Kontakt unter zackenbarsch.gisi@gmail.com.

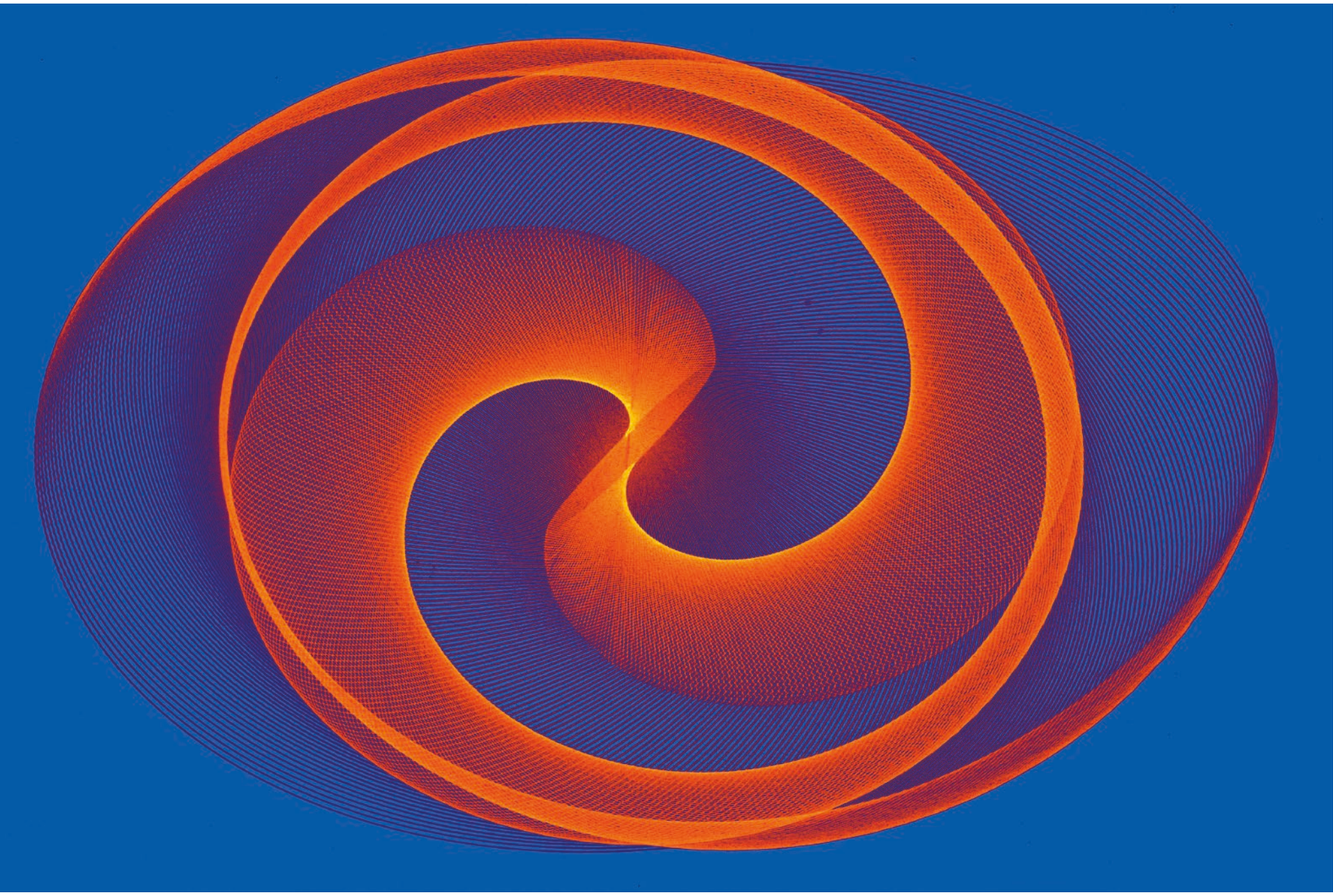
Jerusha Präpst

Seit an Seit

Raphael war einsam. Nicht die Art von einsam, bei der beliebte Leute zu wenig Aufmerksamkeit bekamen oder die Reichen sich nur von geldgeilen falschen Freunden umgeben sahen. Er war einsam in seinem Herzen und er war einsam auf dem Pflasterstein, auf dem er saß, während die Menschen achtlos an ihm vorbeiliefen. Er war einsam, als er im Sterben lag und niemand ihm half. Raphael wusste, dass er sterben würde und es machte ihm nichts mehr aus. Vielleicht war der Tod ja gar nicht so schlimm. Bestimmt wären die Schmerzen dann vorbei, und auch die Einsamkeit. Er wusste nicht, was dann passieren würde, aber seinem nur noch zart schlagenden Herzen blieb nichts anderes, als zu hoffen, dass es besser sein würde, als das Leben jetzt war.

In diesem Zustand befand sich Raphael, als Gruff in sein Leben trat. Gruff hieß natürlich nicht wirklich so, sondern eigentlich Adam, aber die anderen nannten ihn so, weil er immer so mürrisch und unfreundlich war. Gruff war gerade einundsechzig Jahre alt geworden und lebte im Erdgeschoss des verfallenen Hauses am Ende der Straße, direkt zwischen dem Nachtclub und der Spielhölle, in der er sein Leben verspielt hatte. Als er Raphael das erste Mal sah, war sein Urteil eindeutig. „Dich sollte man auch einfach schlachten. Wäre für keinen ein Verlust.“ Er kniete sich vor Raphael und betrachtete ihn. „Ich könnte dir einfach den Hals umdrehen, dann hätte ich ein Abendessen, auch wenn an dir nicht viel dran ist.“ Aber er tat es nicht. Stattdessen stand er auf und ging, ohne einen weiteren Blick auf Raphael zu werfen, nach Hause. Viermal lief Gruff noch an Raphael vorbei, der immer schwächer wurde. Beim fünften Mal blieb er stehen. „Du weigerst dich auch einfach zu sterben, was?“ Seufzend nahm Gruff seine wollene Mütze ab – der Oktober war um einiges kälter als die vorangegangenen – und wickelte den kleinen Vogel vorsichtig darin ein. Daheim setzte er ihn auf der zerbrochenen Palette, die ihm als Tisch diente, ab und befühlte sanft den dürren Körper. Aus ein paar Zweigen baute er eine Stütze für Raphaels Flügel und passte sie an. „Jetzt kümmere ich mich schon um verreckende Tauben,“ grummelte Gruff vor sich hin. „Dabei mag ich euch Viecher nicht mal. Flugratten. Scheißt alles voll.“ Raphael betrachtete ihn interessiert mit seinen kleinen schwarzen Knopfaugen. Traurig sahen sie aus, dachte Gruff, doch er wischte den Gedanken schnell wieder beiseite. Traurige Tauben, so ein Unsinn. Er versuchte, Raphael aus seiner Mütze zu ziehen, doch der Vogel wehrte sich. „Na los, geh schon raus. Ich bin hier doch kein Asyl für Straßenviecher. Hab doch selber nichts.“ Raphael betrachtete ihn einen Moment lang mit schief gelegtem Kopf und drückte sich dann in Gruffs warme Hand. Der Mann versuchte, ihn beiseite zu schieben, doch Raphael fand immer wieder einen Weg zurück. „Na gut.“ Gruff seufzte. „Aber nur für eine Nacht, Vogel.“ Sanft nahm er Raphael hoch und setzte ihn zurück in die Mütze, dann trat er an sein aus ein paar Brettern improvisiertes Bett und zog einen Kanten Brot unter dem Kopfkissen hervor. Gruff setzte sich auf sein Bett und biss von dem Brot ab. Klein waren die Bissen, schlecht seine Zähne. Raphael sah, dass von manchen Zähnen kleine Stückchen fehlten und sie alle ganz gelblichbraun waren. Aber ihm war das egal, viel mehr interessierte ihn das Brot. Mit unsicheren Schritten stakste er aus der Mütze bis zum Rand der Palette, an dem er ratlos stehen blieb. Schließlich trippelte er weiter und fiel, wie eine Murmel, die vom Tisch rollte, auf den Boden. Er rappelte sich auf und pickte ein wenig vor Gruff auf dem Boden herum, doch der Mann achtete genau darauf, möglichst nichts von seinem kostbaren Brot fallen zu lassen. „Schau mich nicht so an, Vogel. Ich füttere dich nicht auch noch mit durch,“ sagte er, als sein Blick auf den bittenden Ausdruck in Raphaels Augen fiel. Der Vogel rührte sich nicht und beobachtete weiter jede Bewegung seines Gastgebers. Gruff versuchte ihn zu ignorieren, doch schließlich riss er, leise vor sich hin grummelnd, eine kleine Ecke des Brotes ab und warf sie dem Vogel hin. „Teils dir ein, Vogel. Mehr gibt’s nicht.“ Seine Stimme war harsch. Raphael warf ihm einen dankbaren Blick zu, bevor er begann, an dem Brotstück herum zu picken. „Ach lass mich doch in Ruhe, Vogel.“ Aber irgendwie war es gar nicht so übel, beim Essen Gesellschaft zu haben.

Jerusha Präpst, Jahrgang 1998, studiert in München Buchwissenschaft. Neben dem Schreiben gilt ihre Liebe vor allem dem Gesang. Sie schrieb bereits als Kind kurze Geschichten und später als Jugendliche Gedichte. 2018 wurden erste Kurzgeschichten in Anthologien veröffentlicht. Ihr Lieblingszitat über Bücher stammt von Veronica Henrys „How to find love in a bookshop“: *„Books are more precious than jewels. She truly believed this. What did a diamond bring you? A momentary flash of brilliance. A diamond scintillated for second; a book could scintillate forever.“*



Ludwig Weibel
A465.16

Birgit Ottengraf

IM WASCHSALON

„Was ich damals gesagt hab, gilt immer noch.“
Der Mann schlurft an Maschine 13. Davor sitzt eine enorm dicke Frau, die auf die sich drehende Trommel starrt. Der eher hagere Mann wiederholt mit kräftiger Stimme:
„Was ich damals gesagt hab, gilt immer noch.“
Den Blick fest auf die Trommel geheftet, bemerkt die Dicke nach einer Pause:
„Nach fünf Jahren Single-Sein.“
Er tritt näher und setzt nach:
“Ja, aber es gilt immer noch. Damit du das weißt!“ Leiser fügt er hinzu: „Ich will wieder mit dir zusammen sein.“
Sie nickt Nummer 13 zu und fragt:
„Wäschst du auch hier?“
„Ja,“ sagt er und blickt auf seine Schuhe hinunter.
„Ja, ja. Sauberkeit ist das Wichtigste.“

Es war eigenartig ein so intimes Gespräch an diesem öffentlichen Ort mitzuhören. Während ich Maschine Nummer 11 befülle, mustere ich die beiden verstohlen: Sie sehen in ihren billigen Jeans und Pullis arm, aber gepflegt aus. Nur aus dem Gesprächsanfang weiß ich, dass sie obdachlos sind. Er schläft im Park und sie übernachtet im Café Eigenbrot, der Anlaufstelle für Menschen ohne Wohnung in unserer Stadt. Es ist nicht leicht dort einen Schlafplatz zu ergattern. Verdammt, ich will nicht mehr daran denken. Energisch verriegele ich die Tür. Noch Waschmittel in die Schublade. Dankbar nehme ich den frischen Duft auf. Maschine starten. Ich wasche mir die Hände in dem kleinen Waschbecken darüber, lasse das kalte Wasser lange über die Finger rinnen, als mir bewusst wird: Hier kann man sich kostenlos waschen, wenigstens ein wenig, wenn man draußen lebt. Ein Schauer läuft mir über den Rücken. In diesem Moment wechselt die Trommel von Maschine 13 die Richtung und setzt zum Schleudern an.

Birgit Ottengraf, Jahrgang 1966, wuchs in Goch am Niederrhein auf und lebte über 30 Jahre in Aachen. Hier war sie viele Jahre als Redakteurin und Drehbuchautorin tätig. Seit Oktober 2018 wohnt die Autorin in Lauf an der Pegnitz und arbeitet für eine Werbeagentur als Lektorin. In den letzten 15 Jahren widmete sie sich intensiv dem Kreativen Schreiben. Sie schreibt Gedichte und Kurzgeschichten.

Gudrun Güth

Haltestellen

Altenbredde

Ich sitze schon eine ganze Zeit hier.
Durch die Plexiglasscheiben der Bushaltestelle hindurch habe ich einen guten Blick auf die neue Gewerbefläche. Sie ist plattgewalzt und steht zum Verkauf an. Gemeldet hat sich bisher nur ein Dönerspießfabrikant.
Schön sieht das Gewerbegebiet nicht aus. Mein Hund liegt unter der Bank. Ich glaube, er wundert sich über mich. Jede halbe Stunde fährt ein Bus vorbei, aber wir steigen nicht ein, obwohl mein Hund gern Bus fährt. Am liebsten mit dem SB 24, der ist ruckzuck woanders.

Es gibt keinen Grund, wegzufahren. Man sitzt hier bequem. Und sehen kann man genug, wenn man die Augen aufmacht.
Am Haus gegenüber prangt ein neues Graffiti. Das macht sich gut auf
dem weißen Putz. Ehrlich, ich war's nicht.

Vor der Autobahnauffahrt stauen sich die Wagen. Ich bin insgeheim froh, dass ich aus dem Morgenstress raus bin. Trotzdem fehlt mir was. Genau genommen fehlen mir ein Zuhause und Geld. Mein Hund soll nicht darunter leiden. Zum Glück gibt es die Tiertafel.

Moselbach

Ich warte hier auf den November. Gegenüber bauen sie die Kirmes auf. Ich habe als Kind mal auf dem Kettenkarussell von oben heruntergekotzt. Der, den es traf, war schon weg, als das Karussell hielt. Die Weinstände stehen bereits. Aus jedem dudelt Musik. Auch Lena singt irgendwo. Fanta4 wären mir lieber.
Menschen gehen meist zu zweit unterm Regenschirm. Ich habe meine Kapuze auf.
Etliche Frauen verkriechen sich unter Kopftüchern. Noch lange kein Grund, den Koran zu verbrennen.

Eine Türkin lächelt mir zu. Dann bückt sie sich und streichelt meinen Hund. Der brummt zufrieden. Das nenne ich Integration.
Die Straßenreinigungsmaschine fährt vorbei. Sie bringt Farbe in das Bild.
Ich sitze hier den lieben langen Tag und sehe zu, wer alles mit Briefen in das Postamt geht. Wie viele Busse vorbeifahren. Wer wen trifft. Welcher Hund wo das Bein hebt. Wie lange der Aufbau der Raupe dauert. Welche Musik ich kenne und mitsingen kann. Hier ist jeder Tag *Day of Song*.

Krankenhaus

Es ist schwer, einen Parkplatz zu finden. Gut, dass ich kein Auto habe. Alles verloren, meinen Nissan, meine Frau, meine Wohnung. Nur meinen alten Hund nicht. Den wollte meine Frau nicht.
Manche Leute kommen mit dem Bus. Und fahren auch wieder weg.
Ich habe wie immer viel Zeit. Mir ist, als kämen die Menschen zu mir zu Besuch. In ihren Sonntagskleidern. Auch ich bin herausgeputzt.
Im blauen Sack neben dem überfüllten Altkleidercontainer fand ich ein gestreiftes Jackett und fast neue Schuhe. Die Sohle ließ sich ankleben.
Ich fische die Zeitung aus dem Papierkorb. Also doch, sie haben den Atomausstieg beschlossen.
Nina kommt jedes Jahr her. Jedes Jahr operiert man ihr einen Tumor weg.
Sie haben immer noch keine Ahnung, wohin mit dem Müll. Endlager unter der Erde.
Wenn ich noch lange hier sitze, kriege ich die Endzeit noch mit.

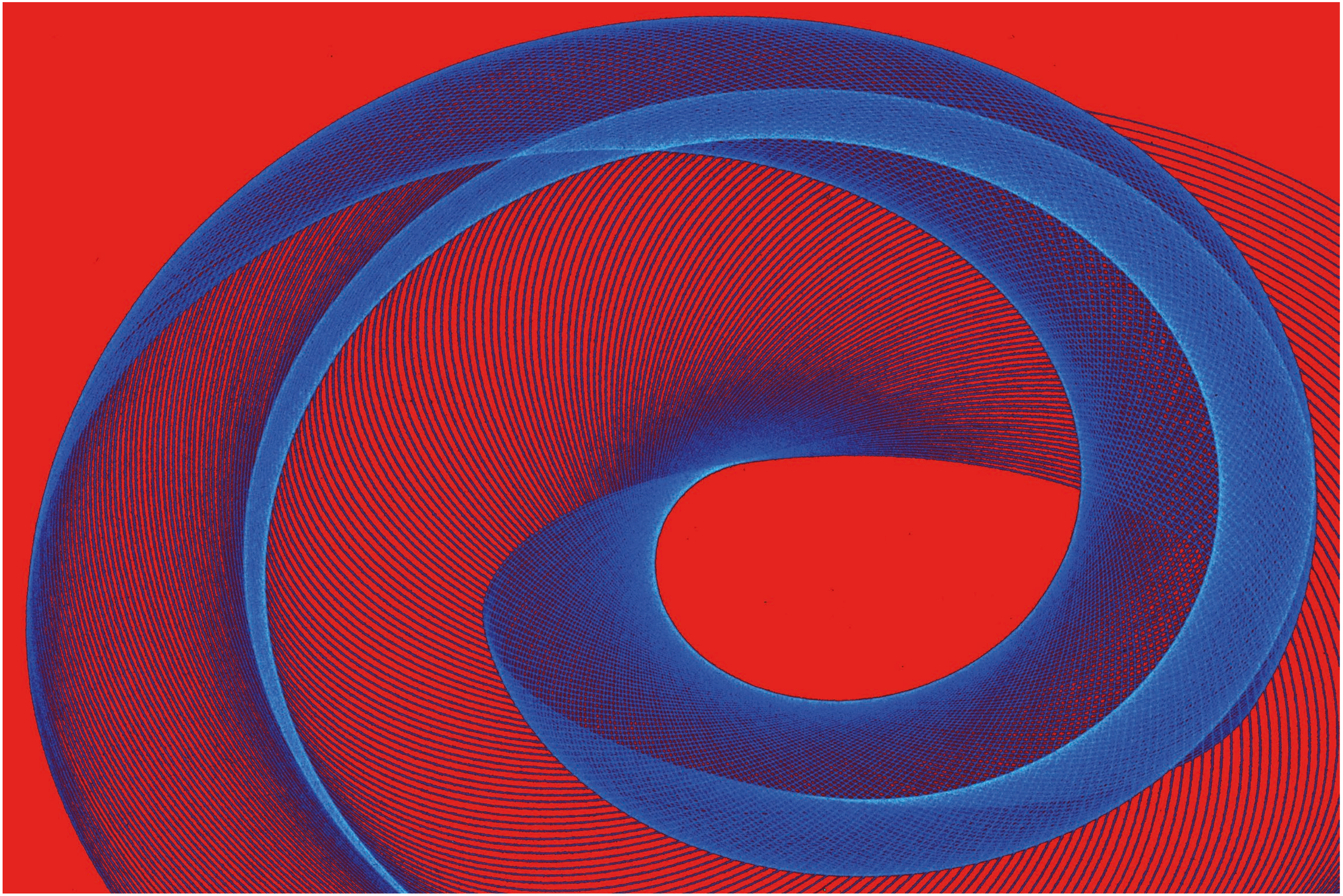
Allensteiner Straße

Die Bank ist ziemlich marode. Hinter mir liegt der Friedhof. Dort herrscht heute reger Betrieb. Hinterbliebene zünden Grablichter an. Die flackern plastikrot und erinnern an geliebte und ungeliebte Tote. Unter den Toten sind auch Kinder, sogar Säuglinge.
Manchmal denke ich, es wäre besser gewesen, ich läge auch hier. Unter den vielen Anonymen. Aber ich muss für meinen Hund durchhalten. Wenn er schon obdachlos ist.
Ab und zu kommen Menschen mit Hunden vorbei. Meist sind es Mischlinge, manchmal auch ein Mops. Mein alter Hund freut sich und wedelt. So viel Kraft hat er noch.
Kinder spielen Fußball. Der Ball fliegt ins Aus und rollt mir vor die Füße. Mein Hund schnappt nach dem Ball. Früher hätte er mitgespielt.
Blätter fallen lautlos vom Baum. Die Weide lässt den Kopf hängen. Nicht schlappmachen, sage ich. Vielleicht sollte ich die Bank reparieren. Abschleifen und streichen. Dunkelgrün. Dann hätte ich etwas zu tun. Die Stadt hat kein Geld für solche Verschönerungen.
Zur Mittagszeit esse ich mein Brot. Mein Hund kriegt ein Stück ab. Nachher sammele ich leere Flaschen. Man muss das Beste aus allem machen. Ich sammele auch Kastanien, Eicheln und Bucheckern. Die tausche ich gegen Süßes. Man gönnt sich ja sonst nichts.
In der Ferne rauscht ein Güterzug vorbei. Ich zähle die Waggons.

Ich warte, bis alle Friedhofsbesucher gegangen sind.
Weißt du, sage ich zu einem unter der Erde, ich habe verdammte Lust auf einen Martinsgansbraten. Dafür gäbe ich den halben Mantel hin. Was der Tote sagt, verstehe ich nicht. Wahrscheinlich werde ich langsam schwerhörig. Wahrscheinlich würde der Tote meinen halben Mantel gar nicht wollen. So abgetragen wie der ist.
Der will nicht mehr, sagt eine Frau zu mir auf dem Rückweg und schaut meinen alten Hund mitleidig an. Und ob der will.
Im *Laden* besorge ich mir alle paar Wochen ein Buch. Ich weiß, ich lese zu schnell. Dann wird der Tag wieder lang. Zum Glück gibt es hier dicht an dicht Haltestellen und Bänke. Ich habe genug Sitzfleisch. Das ist meine Stärke.
Und wenn es Sommer wird, mache ich mich auf, versprochen. Ich habe zwar kein Geld für den Bus, aber irgendwann hat man plötzlich genug von Haltestellen und Bänken. Diese Obdachlosigkeit muss schließlich zu etwas nützlich sein. Wer weiß, was das Schicksal mit mir vorhat.
Ich gehe an Mohnufern entlang. Dazwischen manchmal auch Schafgarbe, Disteln und Klee. Ich gehe im Tempo der Yoruba aus Duisburg. Oder aus Nordhorn, ich habe Probleme mit dem Gedächtnis. Nicht mehr ganz dicht, sagen einige.
Wir gehen unseren Weg, mein Hund und ich. Die alten Schuhe taugen noch was und meine beiden Füße sind schließlich umsonst. Richtig teuer waren nur die Einlegesohlen.

Gudrun Güth, 1950 geboren, studierte Anglistik und Romanistik. Promotion. Literarisches Schaffen in den Sparten Lyrik und Prosa. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften, in Anthologien und im Rundfunk. Mehrere Literaturpreise. Vier Buchveröffentlichungen.

Schaukasten



Ludwig Weibel
B13.44

Charles Stünzis Antiquariat

Beowulf – Das Hereinbrechen des Christlichen in die Literatur

Fantasy-Geschichten mit monsterhaften Figuren sind zu Beginn des 3. Jahrtausends sehr populär. Man denke nur an die Bücher von J. R. R. Tolkien (*Lord oft he Rings* und *Hobbit*) und an die Harry Potter-Romane von J. K. Rowling sowie die Verfilmungen dieser Werke.

Beowulf, Das grösste altenglische Sprachkunstwerk, stammt aus dem 7. Jahrhundert, existiert aber nur noch als eine Kopie in westsächsischem Dialekt aus dem 10. Jahrhundert. Das Werk, dessen Verfasser wir nicht kennen, besteht aus 3200 Langzeilen.

Der Inhalt sei hier kurz zusammengefasst: Die Handlung spielt in Dänemark.

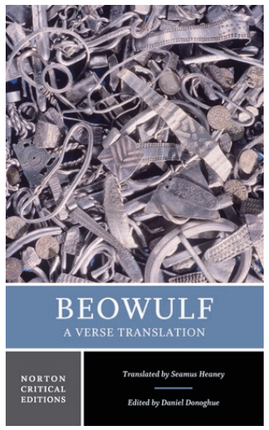
Das Epos beginnt mit einer Genealogie der dänischen Könige bis zu König Hrothgar, welcher einen prachtvollen Festsaal namens Heorot bauen lässt. In der Nähe leben ein Troll namens Grendel und dessen Mutter. Wütend über den Lärm, der bei Gelagen aus der genannten Halle ertönt, begibt sich Grendel nachts wiederholt in die Halle, wo er jedes Mal ein schreckliches Blutbad anrichtet. Beowulf vom Stamm der Gauten in Südschweden erfährt von diesem Elend der Dänen und eilt ihnen zusammen mit seinen Gefolgsleuten zu Hilfe. Es kommt zum Kampf zwischen dem Helden Beowulf und dem Monster Grendel. Beowulf tötet das Ungeheuer. Dessen Mutter will den Tod ihres Sohnes rächen, tut dies auch durch ein weiteres Blutbad unter den Dänen, wird dann aber nach einem langen, harten Kampf von Beowulf getötet. Beowulf kehrt zusammen mit seinen Begleitern in seine Heimat zurück, wo er zum König gekrönt wird und das Land während fünfzig glücklichen Jahren regiert. Dann wird der Friede durch einen Drachen gestört. Beowulf tötet auch diesen nach einem harten Kampf, wird aber dabei selbst tödlich verwundet.

Es ist dies ein typisches, düsteres germanisches Heldenepos mit historischem Hintergrund und mit fabulösen Wesen, ein Werk, das letztlich auf einen Kampf zwischen Gut und Böse herausläuft, in dem das Gute trotz schmerzlicher Verluste siegt. Nicht-christliche, sprich heidnische Werte wie die Pflicht zur Rache und die Bedeutsamkeit irdischen Ruhmes dominieren die Geschichte. Aber auch das Christliche zeigt nun bereits seinen Einfluss. Wie dies geschieht, zeigt uns die folgende kurze Passage (hier in einer deutschen Übersetzung):

Es war weitherum bekannt unter den Menschen, dass eine Rächerin, Grendels Mutter, ein weibliches Monster, den Abscheulichen überlebte (...). Sie, die dazu verdammt war, im gefürchteten Wasser, in den kalten Strömen zu leben, nachdem Kain seinen einzigen Bruder, den Sohn seines Vaters, getötet hatte, vergass das Elend nicht. Er (d.h. Kain) ging dann weg, unglückselig, vom Mord gezeichnet (Kainsmal), floh vor den Freuden der Menschen. Er weilte in der Wildnis. Das war der Ursprung vieler unglückseliger Geister. Grendel war einer von ihnen, ein abscheuliches, wildes Ungeheuer. Er fand in Heorot einen Mann, der Wache hielt, der auf den Kampf wartete. Dort griff ihn das Monster an. Aber er (d.h. Beowulf) erinnerte sich seiner grossen Kraft, des wertvollen Geschenkes, welches Gott ihm gab, und er vertraute auf die Unterstützung und Hilfe dessen, der über alles herrscht. Dadurch besiegte er den Dämon, rang er den Höllengeist nieder. Dann ging dieser (Beowulf hatte ihm einen Arm abgerissen) weg, der Feind der Menschheit, im Elend, der Freude beraubt, um den Ort seines Todes aufzusuchen. Und seine Mutter nahm sich dann vor, auf die trauervolle Reise zu gehen und düsteren Geistes den Tod ihres Sohnes zu rächen.

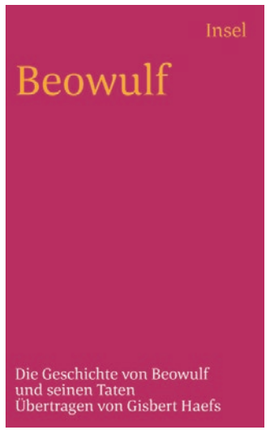
Eine biblische Geschichte hält hier Einzug in den heidnischen Horror: Kain, der seinen Bruder Abel tötete, ist der Ursprung aller bösen Geister, aller Monster, also auch Grendels und seiner Mutter. Beowulf seinerseits ist nicht nur ein typischer germanischer Held, stark, hilfreich und mutig, sondern er sieht den Ursprung dieser heldischen Eigenschaften in dem einen, christlichen Gott, auf den er vertraut und auf dessen Hilfe er sich in seinen Kämpfen angewiesen glaubt. Freilich wird es in diesem altzeitlichen Text nicht wirklich klar, welches nun die höchste Macht sei, das Schicksal, welches im heidnischen Sinne über den Göttern steht, oder eben Gott selbst. Aber es gilt heute unter Literaturwissenschaftlern als erwiesen, dass die Durchmischung von Heidnischem und Christlichem auf keine späteren Ergänzungen zurückzuführen, sondern das Werk des ursprünglichen Autors dieses Epos war.

Der Stoff von Beowulf ist verschiedentlich in zum Teil hervorragende Filme verarbeitet worden. Die unheimliche Geschichte eignet sich dazu ebenso wie die karge nordische Landschaft. Das alte Sprachkunstwerk beschäftigte aber auch einen herausragenden Literaten der Neuzeit: Der nordirische Nobelpreisträger Seamus Heaney schuf eine in modernem Englisch gehaltene Übersetzung, die dem ursprünglichen Werk formal nahekommt und qualitativ gerecht wird.



Seamus Heaney: Beowulf. A Verse Translation,
Norton Critical Editions, 1997,
ISBN: 978-0-393-97580-2

Neuenglische Übersetzung



Gisbert Haefs, Beowulf. Die Geschichte von Beowulf und seinen Taten (Prosa),
Insel, 2007,
ISBN: 3-458-35006-3

Deutsche Übersetzung

Werbeanzeigen und Marketing-kooperationen im Kunst- und Literaturmagazin **experimenta**

Die experimenta ist ein renommiertes Radio- und Onlinemagazin, das über einen hohen Bekanntheitsgrad und eine große Reichweite verfügt.

Unsere Themenschwerpunkte variieren im Spannungsfeld künstlerischer, gesellschaftlicher und psychologischer Schwerpunkte. Besondere Akzente setzen wir in der literarischen Landschaft und über die entsprechend angepassten Illustrationen in der Bildenden Kunst und im Bereich der Fotografie.

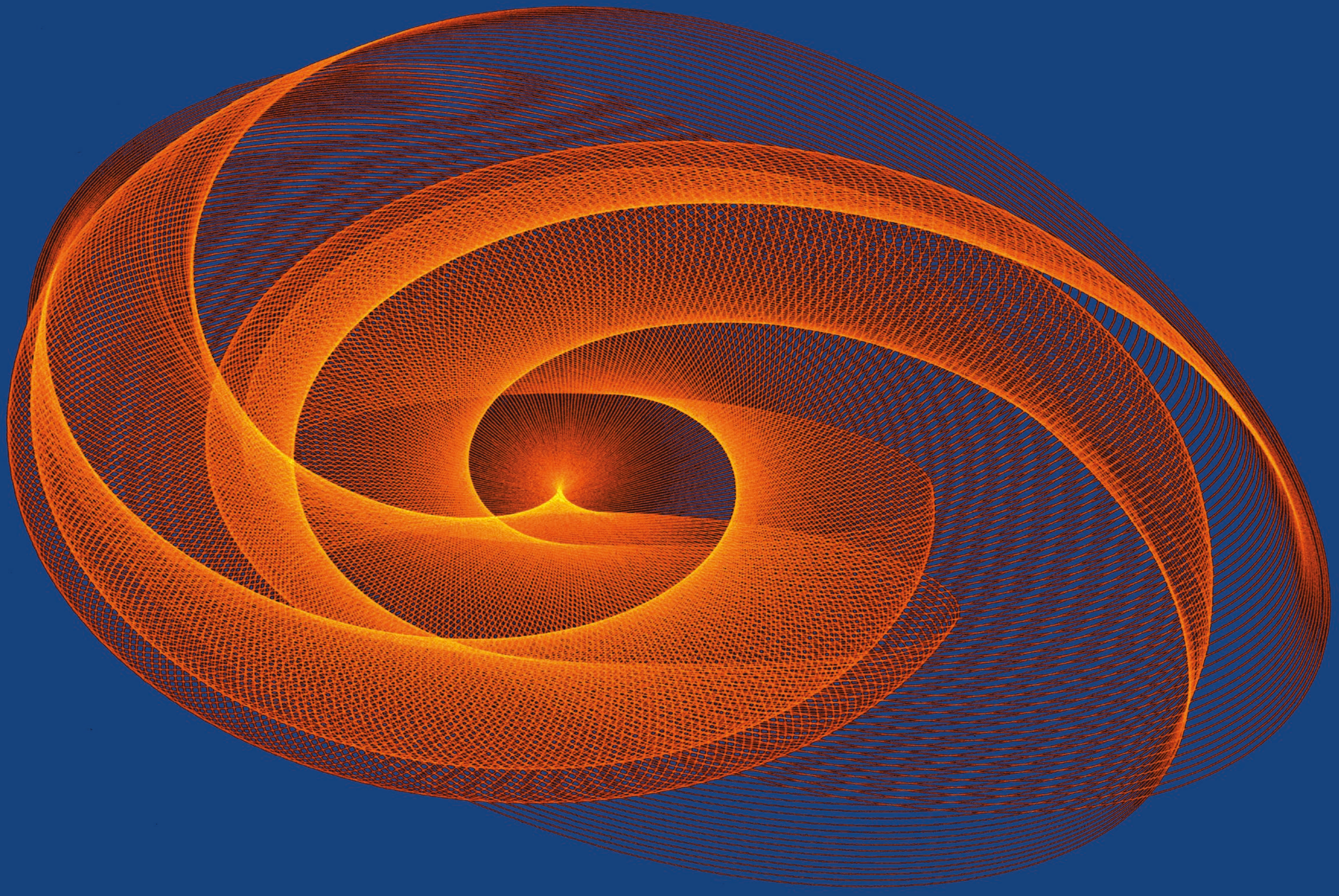
Im Jahr 2019 ist es uns ein besonderes Anliegen, die literarischen Texte und die Illustrationen stark aufeinander zu beziehen, um im Kontext der monatlichen Auseinandersetzungen, den wir per Pressemitteilung ankündigen, einen interaktiven Raum in der Kunst zu gestalten.

Wir vernetzen die verschiedenen Stilrichtungen und sind bemüht neben bekannten Personen des öffentlichen Lebens auch unbekannte Autorinnen und Künstler vorzustellen, um eine Verknüpfung der künstlerischen Landschaft zu verstärken, in der neue Impulse eine Entwicklung andeuten, die für Kunst- und Literaturinteressierte besonders von Bedeutung sind. In diesem Zusammenhang sind wir auf der Suche nach Partnern für Werbeanzeigen, die inhaltlich in die verschiedenen Rubriken der experimenta eingeflochten und auf Wunsch auch von uns entworfen werden können. Dieses Angebot richtet sich insbesondere an Verlage, Galerien und Museen, aber auch an Bildungseinrichtungen und Stiftungen jeder Art, die sich im gesellschaftlichen und künstlerischem Raum sowie dem Bereich der Lebensgestaltung engagieren.

Um Ihr Unternehmen in der experimenta zu bewerben, kontaktieren Sie uns bitte unter:
presse@experimenta.de
Weitere Informationen: 06721 - 921 060

Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit mit Ihnen!

Herzliche Grüße
Antje Hampe



× *Ludwig Weibel*
B120.7h

Wir bieten eine Plattform

Autoren und Autorinnen können gerne Beiträge für die kommenden Ausgaben einsenden. Ihre Texte sind uns willkommen! Eingesendet werden können auch Texte, die unabhängig vom jeweiligen Schwerpunktthema sind. Wir veröffentlichen Moderne Lyrik, Haiku, Senryu, aber auch klassische Dichtkunst; Prosatexte als Short Storys, Minidramen usw., pro Autor maximal 5 Seiten.

Außerdem suchen wir: Fachartikel zum kreativen- und literarischen Schreiben; Essays, die sich mit einem Thema in ungewöhnlicher Weise auseinandersetzen; Beiträge und Reportagen über den Schreiballtag eines Autors oder einer Autorin; Erfahrungsberichte bei der Verlagssuche; Beiträge rund um das Thema Musik.

Die **experimenta**-Redaktion sucht auch immer wieder Bildende Künstler(Innen) und Fotograf(Inn)en für die Illustration unserer Ausgaben.
Beiträge per E-Mail senden an: *redaktion@experimenta.de*

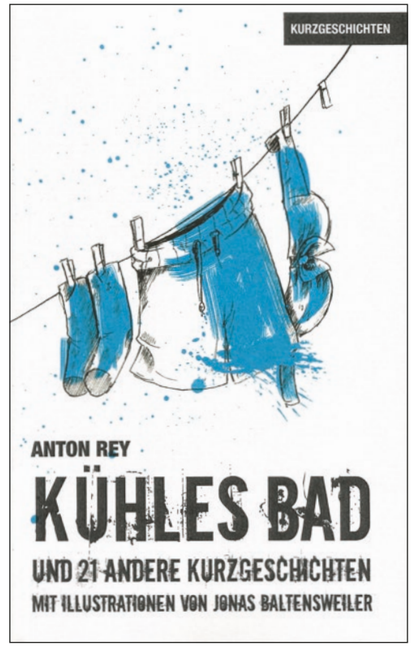
Wir freuen uns auf Ihre Einsendungen!

Anton Rey

Butterflûtes

Es ist ein schöner Abend Mitte Juli. Die Sonne scheint unglaublich lang. Am Nachmittag brannte die Luft auf der Haut. Jetzt geht ein Wind. Der Himmel ist gelb.
Es war ihre Idee. Vielleicht wäre er zuhause geblieben. Sie will weg.
Er sagt: «Der Himmel ist gelb.»
«Es ist ein schöner Abend», sagt sie, «zuhause sitzen kann man, wenn es regnet.»
Gewöhnlich will er weg, sie möchte daheim bleiben. Sie sagt dann jeweils: «Ich war den ganzen Tag weg.» Er sagt: «Ich weiss, und ich sitze den ganzen Tag am Bildschirm.»
Sie antwortet: «Ich weiss.»
Jetzt sagt sie: «Du sitzst den ganzen Tag am Bildschirm.
» Er antwortet: «Ich weiss.»
Sie zieht die Schuhe an. «Nimmst du die Tasche?», fragt sie.
Er nimmt die Tasche mit der Velopumpe, einer Flasche Wasser und den Butterflûtes. Sie fahren dem Kanal entlang aus der Stadt. Manchmal blickt er nach hinten. Wenn sie zurückbleibt, hält er an, um zu warten.
«Wenn du mich wirklich lieb hättest, müsstest du nicht zurückschauen», spottet sie, «du würdest spüren, wenn ich zurückbleibe.»
Ab und zu versucht er zu spüren, wie weit weg sie ist. Er konzentriert sich, ohne zu wissen, worauf genau er seine Aufmerksamkeit richten müsste, auf sich oder auf sie. Meistens richtet er die Konzentration auf sich, er horcht in sich hinein, wendet den Blick nach innen und sucht dort nach einem Gefühl, das zur Distanzangabe taugt, tappt im Leeren und findet nichts. Sein Inneres ist ohne jeden Anhaltspunkt und er fühlt sich wie eine dunkle Höhle.
Vielleicht sollte ich die Augen schliessen, denkt er dann, um mich wirklich sammeln zu können. Aber mit geschlossenen Augen dem Kanal entlangzuradeln ist gefährlich. Besser, ich konzentriere mich nicht in mich hinein, sondern mich aus mir heraus auf sie. – Doch der Gedanke erweist sich als ein nutzloses Konstrukt, untauglich

wie eine komplizierte Maschine, zu der die Gebrauchsanweisung fehlt.
Nun versucht er, zu raten, wie weit sie hinter ihm her fährt, er sagt sich zum Beispiel: Vierzig Meter plus minus zehn Meter! Und schaut sich dann um. Manchmal ist er nicht viel daneben, hie und da trifft er die Distanz ganz gut, aber er weiss, es sind Zufallstreffer, oder er hat zuvor gar gemogelt und auf die Geräusche ihres Fahrrades oder ihres Atems geachtet, was selbstverständlich nicht gilt.
Nach einer Stunde sind sie bei der Schleuse. Sie lehnen die Fahrräder ans Brückengeländer, trinken Wasser und essen Flûtes. Die Flûtes essen sie auf. Vom Wasser lassen sie noch einen Reserve-Schluck in der Flasche. Das Gebäck macht Durst.
Sie fahren wieder Richtung Stadt. Er sagt: «Fahr' du vorne, ich fahre hinten.»
Sie fährt eine Weile vorn. Ab und zu bleibt er zurück. Sie schaut sich nie um und hält nie an, um zu warten. Er legt wieder an Tempo zu, holt auf und fragt: «Spürst du nicht, wenn ich zurück bin?» Sie lacht.
Dann fährt wieder er vorne. Nach den ersten Häusern schwenken sie vom Kanal weg und benutzen die Hauptstrasse. Er sagt: «Ich will ein Eis!» und fährt zur Eisdiele.
Auf dem Platz stehen Kübelpalmen und gegenüber ein Abfalleimer. Dort stellen sie die Räder ab. Die Sonne ist untergegangen, der Himmel schwarz, die Lichter gehen an. Das Eiscafé heisst Venezia, eine Kugel kostet einen Euro. Das Personal ist zweite Generation und spricht mit deutscher Kundschaft deutsch. Sie wählt Pistache wie jedes Mal. «Soll ich Vanille nehmen? Oder Heidelbeer? Vielleicht Yoghurt? Oder Mango! Nein, ich will Pistache», sagt sie auch heute. «Vielleicht nehme ich nächstes Mal Mango, aber jetzt noch einmal Pistache. Eine Kugel Pistache bitte!»
Er nimmt Vanille.
Während sie zu den Fahrrädern gehen, meint sie: «Vielleicht hätte ich mich heute besser für Mango entschieden. Warum wählst du immer Vanille?» Er versucht von ihrer Pistache und sie von seiner Vanille. «Die Pistache ist gut», stellt er fest. «Deine Vanille ist prima», entgegnet sie und entnimmt der Tasche die leere Butterflûtes-Tüte, drückt sie zusammen, wirft sie in den Abfalleimer, steckt das Licht an die Lenkstange und sie fahren los, er wieder vorne.
Als er den Aufprall hört, denkt er: Es müssen dreissig Meter sein. Er hält an, schaut nach hinten. Sie liegt dreissig Meter zurück am Boden, das Auto kam wohl aus der Seitenstrasse und hat sie übersehen.
Er fährt in der Ambulanz mit zum Spital und wartet im Vorraum der Notfallaufnahme. Nach einer Weile kommt ein Arzt und erklärt, man habe nichts mehr machen können.
Im Morgengrauen geht er vom Spital weg und durch die Stadt zum Platz vor der Eisdiele, obwohl er weiss, es gäbe nun anderes, Wichtigeres zu tun.
Dort im Eimer liegt die zerknüllte Tüte noch immer obenauf, feucht von Tau. Er entnimmt sie, geht damit nach Hause, legt sie auf den Küchentisch, setzt sich davor, streicht mit der Hand darüber, wünscht sich, die Flûtes wären noch drin.

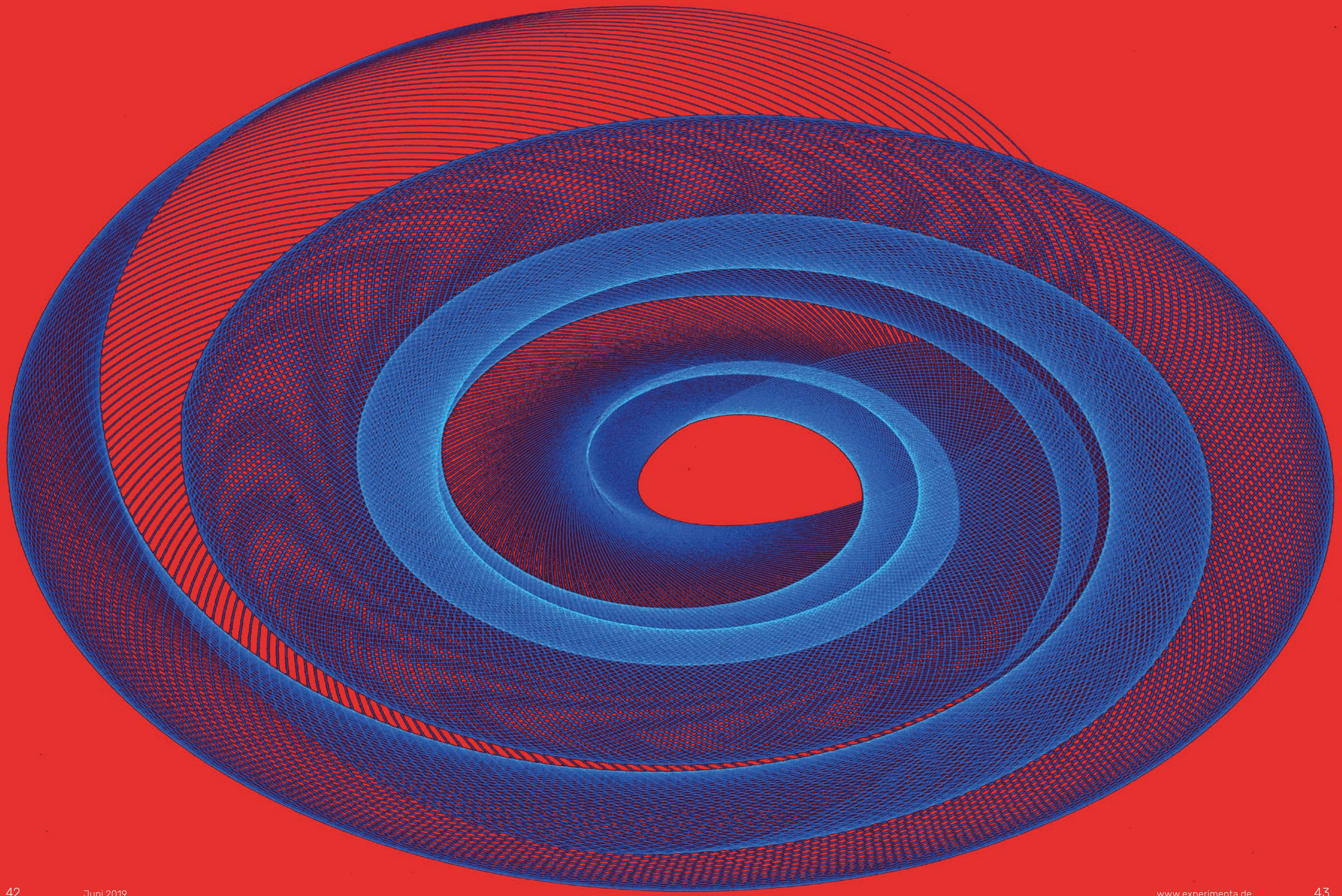


Anton Rey: Kühles Bad und 21 andere Kurzgeschichten
Rotten Verlag AG, 2017,
Visp (Schweiz)
ISBN: 978-3-906118-60-4

Anton Rey, geboren in Luzern, studierte Ur- und Frühgeschichte sowie Archäologie an der Uni Basel. Er war beruflich als Archäologe tätig und schrieb diverse Hörspieltexte für das Schweizer Radio DRS.

Schaukasten

× ***Ludwig Weibel***
B15.4h



Jutta Frenzel

Lebenswertes Autorenleben

Wenn man Autorin oder Autor ist, hat man es nicht leicht. Bei über 90000 Veröffentlichungen, die pro Jahr auf dem Buchmarkt erscheinen, ist es ein Kampf um die Gunst der Leserschaft. Die für mich schwer nachvollziehbare fehlende Solidarität unter Autoren erschwert diese Situation zusätzlich. Bis die Schriftstellerin oder der Schriftsteller Fuß fassen kann, gilt es, täglich hart an sich und seinem Schreiben zu arbeiten. Seit 2012 versuche auch ich, mich im Autorinnendasein zu präsentieren. Vor einigen Jahren wurde ich wegen Erwerbsminderung gezwungenermaßen zur Rentnerin. Lange überlegte ich, was ich Sinnvolles bewirken könnte. Mir fiel ein, dass ich früher viele Briefe geschrieben hatte, und entdeckte das Schreiben für mich. Kurze Zeit später bemerkte ich, dass mir dafür ein paar Kenntnisse fehlten. Bei der VHS-Kaiserslautern entdeckte ich den Kurs „Schreibwerkstatt“, geleitet von Madeleine Giese, einer Autorin und Schauspielerin. Von ihr lernte ich vieles, so zum Beispiel das Clustern, wenn man in seiner Geschichte hängen bleibt, oder mit welchen Methoden man Spannung erzeugt. Im Internet fand ich das Fernstudium „Autor werden … professionell schreiben lernen“, ein Angebot der Studiengemeinschaft-Darmstadt. Aufgrund von Depressionen musste ich das Studium abbrechen, eignete mir jedoch weiteres Wissen über diverse Schreibratgeber an. Da ich von Geburt an hör- und sehbehindert bin und an Diabetes leide, was ab und an zu Depressionen führt, fällt es mir nicht leicht, am Ball zu bleiben. Trotzdem und unbedingt, halte ich an meinem Traum fest, eines Tages einen Roman zu schreiben. Im Verlauf der Zeit entwickelte ich für mich eine Schreibroutine, die wie folgt abläuft:

Vom Hund geweckt geht es auf zur Morgentour. Nach einem genüsslichen Frühstück schreibe ich bei einer zweiten Tasse Kaffee einen Kurztext für Instagram. Eine ideale Aufwärmphase. Danach gehe ich ins Schreibzimmer, um an anderen Texten zu arbeiten. Eine To-do-Liste oder einen Plan mache ich nicht, weil ich das oftmals nicht einhalten kann. Bevor ich einen Blogbeitrag verfasse, überlege ich, welches Thema ich angehen möchte. Ich tippe zuerst all das, was bereits im Kopf gespeichert ist. Anderes, was ich recherchieren muss, notiere ich mir. Ist die Arbeit getan, lasse ich den Text für einige Tage liegen, ehe ich ihn mir erneut ansehe. Bin ich zufrieden, schicke ich ihn an meine Lektorin. Nach etwa vier Stunden gönne ich mir eine Mittagspause, in der ich koche, mit dem Hund einen Spaziergang mache und einige Aufgaben im Haushalt erledige oder ruhe.

Abends ist Lesezeit, ich schmökere in Romanen, Krimis, Thriller oder historischen Werken, eine Lieblingsautorin oder einen Lieblingsautor habe ich nicht. Ansonsten schaue ich meine Lieblingsserien oder Filme im Fernseher an, ebenso interessieren mich Quizsendungen, Ratgebersendungen und die Nachrichten.

Die Autorenarbeit:

Recherche: Nachteil ist, dass ich viel zu viel kostbare Zeit verbrauche. Vorteil ist, dass ich mir enormes Bildungswissen aneigne, was ich, unter anderem, für die Fragen bei Quizsendungen brauchen kann.

Zu denken gab mir ein Ereignis beim Literatur Camp in Heidelberg 2018. Ich hatte viel über verschiedene Augenkrankheiten recherchiert, über deren Symptome und Behandlungsmöglichkeiten. Einen informativen und interessanten Vortrag wollte ich darüber halten, hatte Bilder zusammengestellt und Texte dazu erarbeitet. Zu meiner Session kam nur eine einzige Person. Offenbar sollte das für mich ein Hinweis sein, dass solche Themen nicht gewünscht sind. Das war mir eine Lehre und ich erkannte, dass es Menschen gibt, die selbst viel zu lernen haben: Solidarität. Die Veranstalter entschuldigten sich bei mir und stellten unter anderem fest, dass ihnen offensichtlich ein Fehler unterlaufen war.

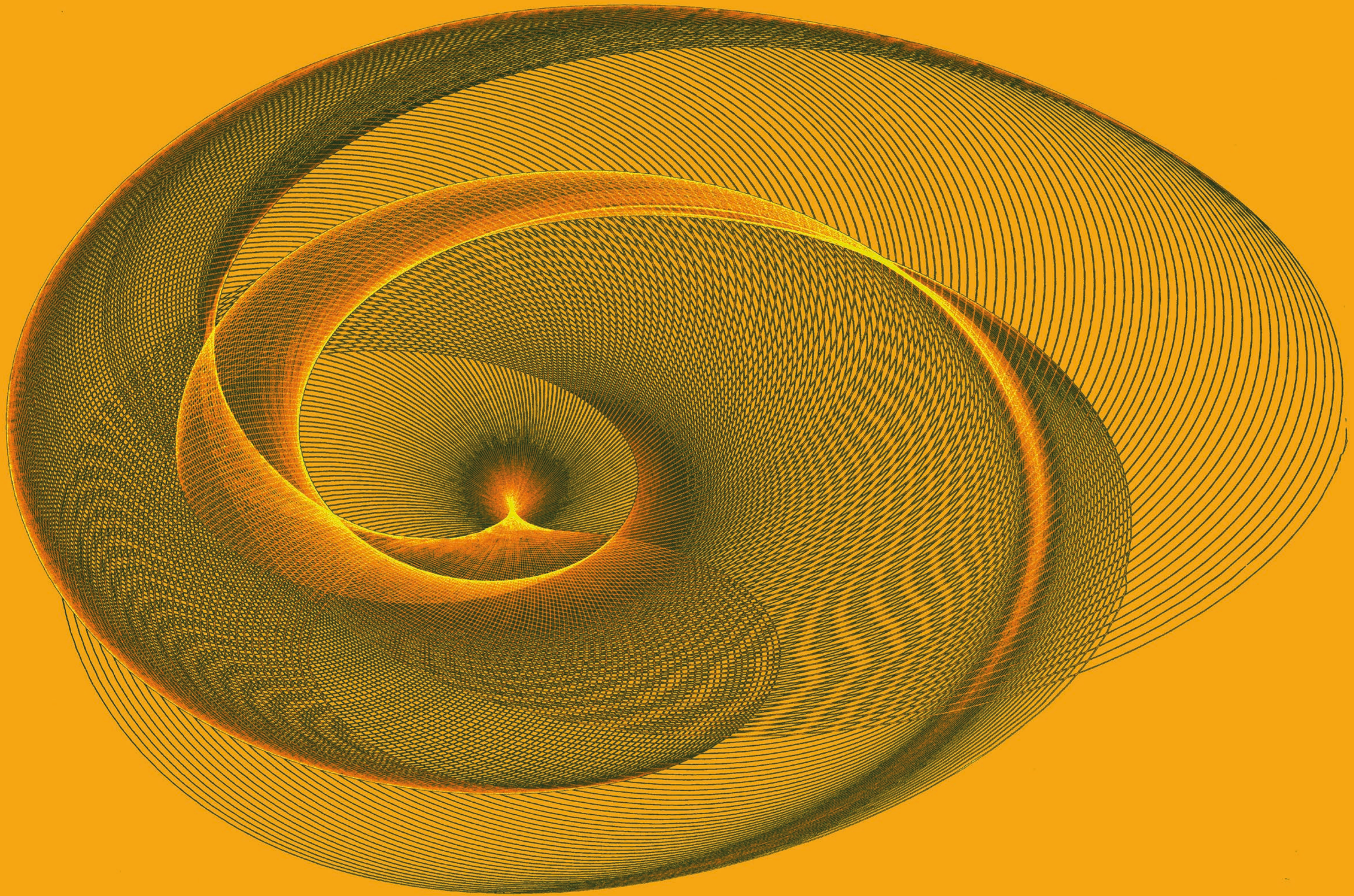
Ein besonders erfüllender Teil der Recherche sind Reisen, bei denen ich bisher Orte wie Berlin, Pirmasens und meine Heimat erkundete. Oft besuche ich Museen und plane Interviews mit Experten, um mir ein Grundlagenwissen zu einem Thema aufzubauen.

Schreiben: Nachteil ist, dass ich oft die Zeit vergesse, um Pausen einzulegen. Vorteil ist, dass die Gedanken fließen und geschrieben werden darf, was die Figuren empfinden. Man kann sich über alles auslassen, was einen beschäftigt. Ebenso finde ich es von größtem Vorteil, dass man als Schriftstellerin oder Schriftsteller die Meinung kundtun kann und das mit eigenen Worten, ohne andere Menschen zu verletzen. Wichtig ist es dabei, über einen vielseitigen Wortschatz zu verfügen. Immer wieder aufs Neue bin ich davon fasziniert, mich so politisch, gesellschaftlich oder auch zu Privatem zu äußern. Mit einem Roman begann ich. Seit Monaten liegt er auf dem Schreibtisch, weil ich erkrankt bin und mir keinen Druck machen möchte. Einen Artikel für ein Magazin zu verfassen, ist für mich eine Ehre und erste Erfahrung, die ich mit Begeisterung angehe.

Lesen: Nachteil ist, dass das Umfeld aus dem Blickfeld verschwindet und gelegentlich die Hilfe, die benötigt wird, nicht gegeben werden kann, weil man versunken ist. Vorteil ist, dass man sich als Leser weiterbildet, in andere Welten eintaucht, Figuren kennenlernt, Erlebnisse erfährt und Orte entdeckt.

Mein Lieblingstipp, den ich weiterreichen möchte: Schreiben, schreiben, schreiben, lesen, lesen, lesen, schreiben, schreiben, schreiben …

Jutta Frenzel wurde 1966 in Rheinland-Pfalz geboren. Die hör- und sehgeschädigte kaufmännische Angestellte lebt in Kaiserslautern und verbringt viel Zeit mit ihrem Hund. Seit einiger Zeit hat sie sich auf das Schreiben verlegt. Eine eigene Webseite mit Blog betreibt sie seit 2017 (https://juttas-federstube.de). Außerdem ist sie auf Instagram (@juttafrenzelautorin) und Twitter (@FrenzelJutta) anzutreffen.



× *Ludwig Weibel*
B345.14

Charles Stünzi

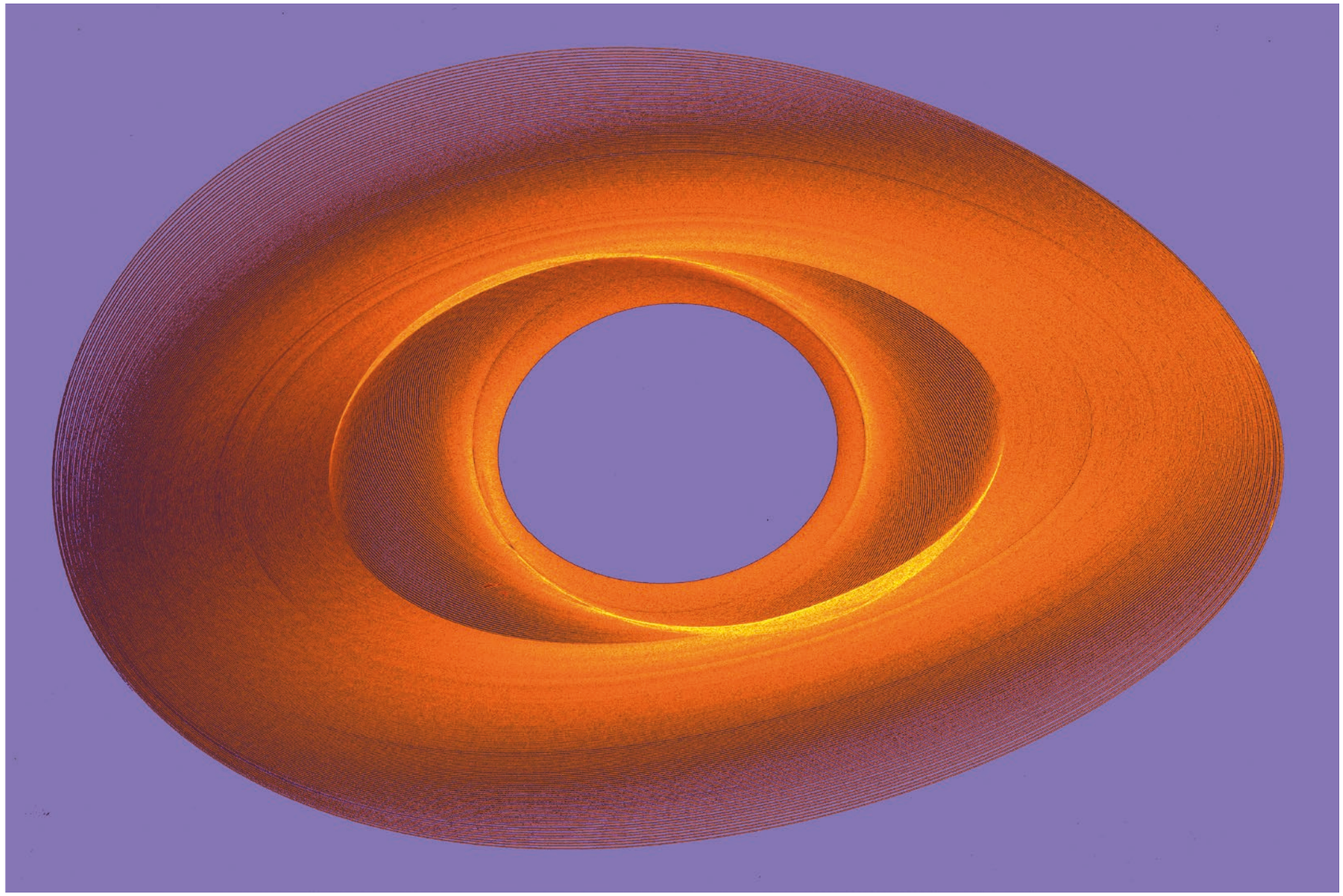
Sonettes Liebesgedicht
Für meine Lea

Es ist schon alles tausendmal gesagt
Von Gott und Welt, vom Leben und vom Tod,
Vom Sonnenaufgang und vom Abendrot,
Selbst was in diesen Zeilen wird geklagt.

Und die Natur ist auch längst ausgedichtet,
Symbole, Bilder sind meist ausgelatscht,
In Trivialromanen wird getratscht
Mit Worten, die mal warn der Kunst verpflichtet.

Längst abgegrast ist auch das Feld der Liebe.
Sind Liebesdichter nicht gemeine Diebe,
Die schamlos alter Dichterworte stehlen?

Darum verdient ich Tadel und auch Hiebe,
Wenn ich von meiner Liebe jetzt noch schriebe.
Und doch: Ich liebe dich, kann's nicht verhehlen!



Ludwig Weibel
A467.77

Charles Stünzi, geboren im Jahr 1948. Im Kanton Wallis (Schweiz) wohnsässiger Bürger von Basel. Anglist und Germanist, pensionierter Gymnasialprofessor. Lyriker, Autor von sechs Büchern. Literaturwissenschaftlicher Publizist, Co-Präsident des Deutschwalliser Autorenverbandes WAdS, seit einiger Zeit Redaktor bei experimenta.

Paul Gisi

KONSPEKT* EINES UNTERGANGS

Ich bin 70-jährig, war – neben andern Berufen – Lehrer und Korrektor. Seit meinem 20. Lebensjahr publiziere ich, meist in meinem eigenen Verlag, aber auch in ein paar kleinern Verlagen. Bis zu meinem 35. Lebensjahr wurde ich mit jeder Publikation bekannter, danach mit jeder Publikation unbekannter. Jetzt in meinem 70. Lebensjahr bin ich (mit über 100 Publikationen) völlig unbekannt. Seit über 50 Jahren ist mein Seinsgefühl LYRIKER. (Als passionierter Briefschreiber überblicke ich etwa 20 000 Briefe, die ich geschrieben habe: das meiste wird Makulatur.)

Ich hatte ein äusserst intensives Leben. Doch das änderte sich: Mit 63 Jahren packte mich ein Burn-out und mein Leben wurde wie in einem Musikstück morendo, immer leiser werdend. Der Arbeitgeber drängte mich, wieder zu arbeiten, doch ich brachte mit äusserster Kraft kaum 60 Prozent auf, das führte zu einem Jahr Frühpension.

Das war der Beginn des totalen ökonomischen Scheiterns. Vor Jahren verlor ich über einen Drittel meines Pensionsgelds durch einen überhasteten Hausteilkauf und -verkauf. Ich liess mir das restliche, arg geschrumpfte Pensionskassengeld auszahlen, beglich damit meine Zehntausende Franken von Bank- und Privatschulden. Und nach drei Jahren hatte ich keine Ersparnisse mehr, bekam nur noch die AHV (Alters- und Hinterbliebenenversicherung) und von ProLitteris (Schweizerische Urheberrechtsgesellschaft für Literatur) ein Fürsorgegeld. Zusammen bleibe ich unter dem Existenzminimum.

Ich habe eine Beiständin, ich habe z. B. über ein halbes Jahr lang die Krankenkassenprämien nicht mehr bezahlen können, ich brauchte eine Fachkraft, die mir half, aus diesen Finanzturbulenzen hinauszumanövrieren. Zwei private Stiftungen halfen dabei, staatliche Hilfe wurde mir verwehrt. Eine private Stiftung schenkte mir Winterschuhe, Winterjacke, es ist mir absolut nicht möglich, etwas anzuschaffen, was über den normalen täglichen Lebensunterhalt hinausgeht.

(Eine grössere notwendige Zahnsanierung steht an, ich holte Behandlungsofferten ein, doch die sind für mich nicht zahlbar.)

Mit ca. 25 Franken pro Tag muss ich auskommen, und da ist Essen, Trinken, Rauchen, Hygiene, öffentliche Verkehrsmittel kleckend mitgemeint. (In eine Pizzeria zu gehen ist nicht mehr möglich.)

Menschliche – soziale – Beziehungen en profil habe ich fast keine, ich bin da längst rettungslos in ein lotteriges Loch gefallen.

An kulturelle Anlässe kann ich nicht mehr gehen, da fehlt mir das herbe Geld. Zudem plagen mich oftmals Depressionen, die verhindern, dass ich nachts ausgehen kann. (Der für mich wirre, angstanschwemmende Geldmangel ist die Ursache hievon.)

Ein paarmal musste ich lebenssituationsverwüstend, unauslöschlich tiefffliegend die Wohnung wechseln, und bei jeder Änderung war ich gezwungen, ein paar tausend Bücher zu entsorgen, weil ich in der kleinern Wohnung keinen Platz mehr fand. Die jetzige Wohnung ist für meine Verhältnisse zu teuer, doch ich vermag physisch wie psychisch meine Wohnung nicht mehr wechseln, mein liebster Lebensmensch wohnt eine Wohnung über der meinen, was existenziell gut gegen die Einsamkeit ist. Zudem: Weitere Bücher zu entsorgen, möchte ich nicht überleben. (Meine Hausbibliothek umfasst nur noch etwa fünftausend Bücher, doch von denen gebe ich kein einziges Exemplar mehr ab. Leichter wäre es, mein Leben abzugeben …)

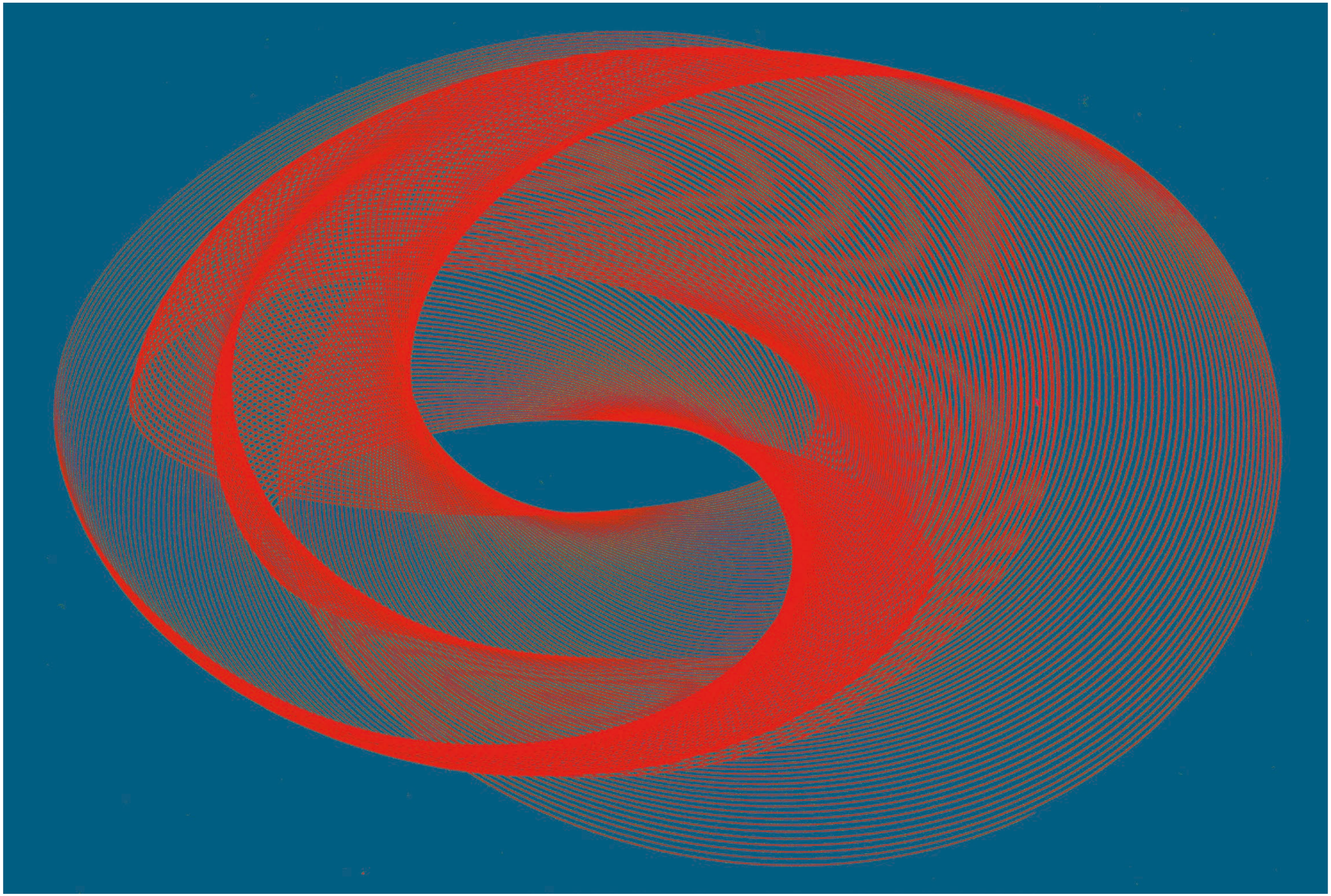
In dieser ökonomisierten, kapitalistischen, inkurablen Hochpreisinsel zu leben (wo ich beim kleinsten Einkauf mit Wucherpreisen konfrontiert werde), ist schwierig, schmerzlich, schwer aushaltbar. Dennoch liebe ich die Riffelungen der Liebe, das rätselhafte zyklopische Leben, weil es die Lyrik, die gesamte Literatur, (barocke, klassische, romantische, belcanteske) Musik, die Malerei – die KUNST – gibt.

Ich schliesse diesen Konspekt mit einem Zitat von Erich Kästner: „Wenn einer keine Angst hat, hat er keine Phantasie.“

** Konspekt: Schriftlich gegliederte Inhaltsangabe, Übersicht*

Paul Gisi wurde 1949 in Basel geboren und lebt zurückgezogen am Bodensee in der Schweiz. Er hat über 100 Publikationen vorzuweisen und für seine Lyrik und Kurzprosa auch Literaturpreise gewonnen. Weitere Informationen auf www.zackenbarsch.ch, Kontakt unter zackenbarsch.gisi@gmail.com.

Schaukasten

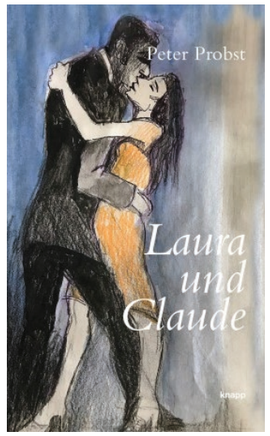


Ludwig Weibel
B367.16

Mario Andreotti

Neue Erzählprosa aus der Schweiz

Geschichte einer neu entfachten Liebe
Nach seinem Debüt, der vor zwei Jahren erschienenen Novelle «Anna und der Engländer» legt der Rüttener Autor und ehemalige Co-Direktor der Solothurner Zentralbibliothek, Peter Probst, eine Erzählung vor, die sich um eine verloren geglaubte Leidenschaft und um eine neu aufblühende Liebe rankt. Die beiden Schauplätze dieser Liebesgeschichte sind die Solothurner Vorstadt und die Insel Elba. Laura und Claude heissen die zwei Hauptfiguren, deren Namen den Titel der Erzählung abgeben. Claude, ein eher wortkarger Mann und dazu ein Zauderer, ist Arzt und Witwer, während Laura als Kind eines Gastarbeiters aus dem Süden Italiens, von der Insel Elba, stammt. Claude hatte Laura während seiner Schulzeit kennen gelernt, hatte aber nicht gewagt, ihr seine Liebe zu gestehen. Als er Laura nach Jahren bei der St. Margriten-Bruderschaft wieder antrifft, wird die vermeintlich erloschene Liebe neu entfacht. Eine kunstvoll erzählte Geschichte von der heilenden Kraft der Liebe, in der die chronologische Erzählweise durch montageartig eingefügte Rückblenden in die Schulzeit immer wieder durchbrochen wird.

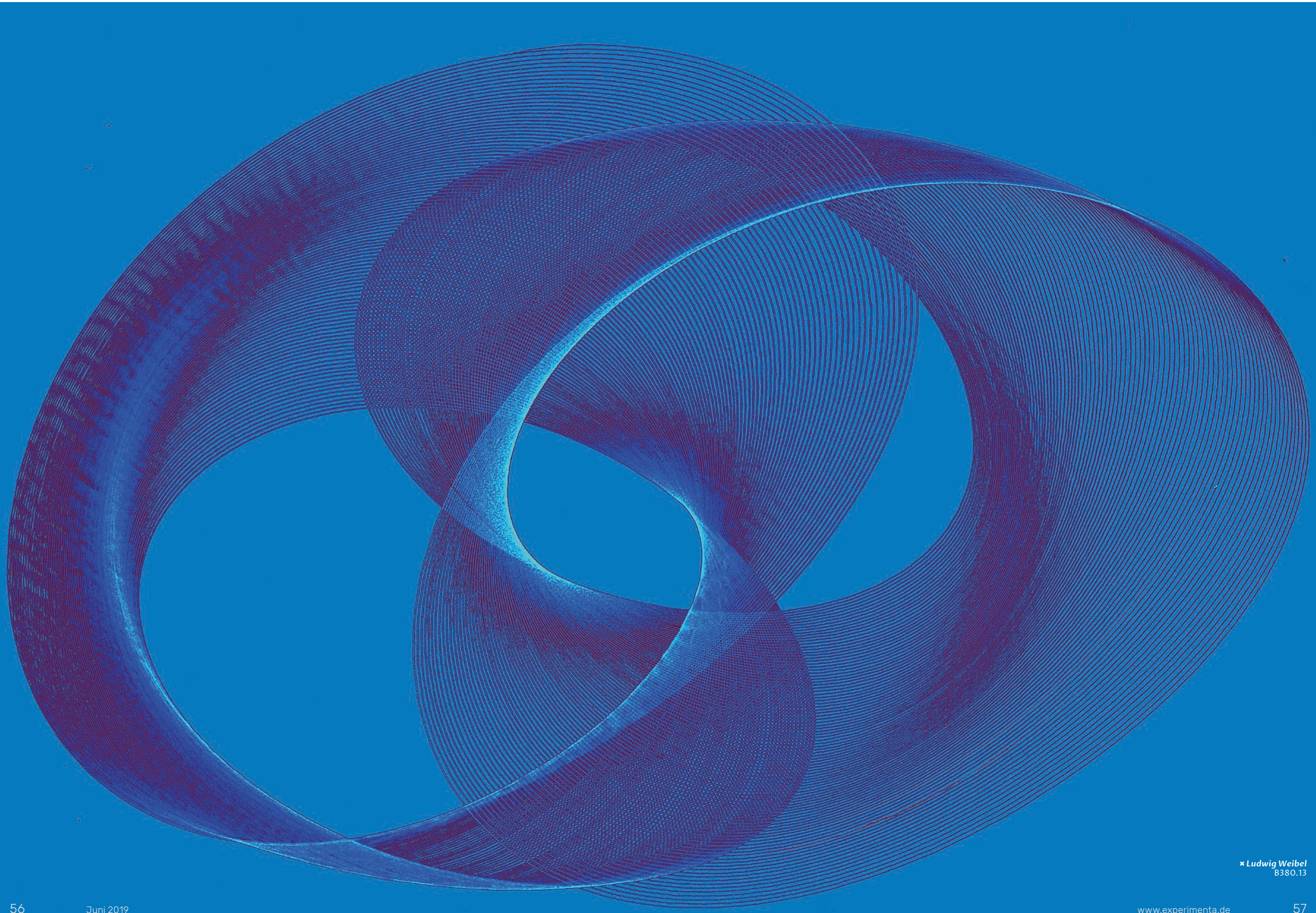


Peter Probst: Laura und Claude. Eine Erzählung,
Knapp Verlag 2019,
100 Seiten,
Fr. 19.80,
ISBN: 978-3-906-31136-4

Geschichte einer verhängnisvollen Liebe
Das neueste Buch des Basler Autors René Regenass ist eine Rahmennovelle und erinnert so ein wenig an C.F. Meyers Novelle «Das Amulett»: Ein Ich-Erzähler findet auf seinem Spa-ziergang eine Mappe mit von Hand beschriebenen Blättern. Es handelt sich um den aufge-zeichneten Lebenslauf eines Unbekannten in Form von Erinnerungen, welche die Zeit unmit-telbar nach dem Zweiten Weltkrieg bis in unsere Gegenwart umfassen. Mit von der Partie sind zwei Frauen aus der damaligen DDR, die schicksalhaft ins Leben des Unbekannten treten, wobei Renate, die eine der beiden Frauen, und der Unbekannte sich in eine verhängnisvolle Liebe zueinander verstricken. Die zweite Frau, Paula, agiert als eine Art Zuträgerin zwischen den beiden Liebenden; ihre eigentliche Rolle, Helferin oder Unheilbringerin, bleibt damit of-fen. Die wichtigsten Orte der Handlung: Basel, Kassel und Berlin als geteilte Stadt und nach dem Mauerfall. Eine Novelle, in der Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges gekonnt ineinander verwoben sind.

René Regenass: Das dunkle Ende der Erinnerung oder Renate und Paula. Bericht eines Unbekannten,
Novelle. typed, Schwabe Verlag 2018,
174 Seiten,
Fr. 23.20,
ISBN: 978-3-907-12809-1

Schaukasten



× ***Ludwig Weibel***
B380.13

Daria Hill

Fiebertraum

Konzentriere dich, du weißt, was zu tun ist.
Nicht weniger, als die Überführung mentaler Inhalte, der Goldstandard bald.
Ich muss voran gehen.
Über den Körper hinweg.
Aber ich sehe… nichts mehr.
Nur Sand, der hinter den Augen hervorquillt.
Verdunkelndes Gelb, wo früher Licht war.
Erinnere dich! Das Licht! Echo light far away in time.

Aber ich sehe es nicht, sinke, zurück in die Körperhöhle, hindurch jetzt gar.
Sinke weiter, strebe dem Fallen entgegen. In Luft schwimmen, als wäre sie Wasser. Festhalten, das Floß der Körper, mit den Händen festklammern.
Wieso dieses Rückwärtstaumeln? Wie war es gleich? Vergangenheit mit der Gegenwart zerschneiden, Zukunft, mit der Zukunft….
Ganz Gegenwart, ganz Körper, war ich sowieso nur mit Dir.
Küss mich, sagtest du beim ersten Date, nahmst aber den Kaugummi nicht aus dem Mund. Wo bist du jetzt?
Sie war immer mein Herzhologramm.
Sie war Licht.
Ich bin müde.

Jetzt der Schwere nachgeben. Der Datenfluss hüllt mich ein.
Ich werde sanft hinübergetragen, über die Schwelle, den Styx hinunter.
Hinüber. Nein, hinauf, in die Cloud!
Dort ist Vernichtung, ist Konservierung, ist Entstehung
Neue Silicium Welt. Silicium ist halbleitend, trennt die Spreu vom Weizen, Körper vom Geist.
Man kann das Leben nur verstehen, wenn man den Code kennt – ich werde zum Code.
Irgendwann, die Vernetzung aller Clouds, Ende der Weisheit, Anfang des Wissens.

Jetzt höre ich sie, die Stille, die die Welt auflöst, die mich auflöst.
Mein Rücken wird zu Licht, mein Kopf zu Meerschaum.

Daria Hill

Splitter

diese Nacht ist überbelichtet
folge der Zündschnur zur Implosion
aller Dinge
alles was niemals war, bleibt
die Konturen füllt
das weiße Licht
dieser Stern gehört mir
flüstert er in die Wut

vor dem Streben
der Wendekreis zurück
Sepia die Codierung
ich erinnere nur noch Farbverläufe
Sprache aber nicht
zufällige Reflexion im Spiegel
ich will sehen, was besteht

Luca Pasquali
Reflection: Splitter

Daria Hill lebt in Berlin und ist ausgebildete Schauspielerin. Sie schreibt seit ihrer Jugend (Theaterstücke, Lyrik auf Deutsch und Englisch), studierte zunächst Theaterwissenschaft und Literaturwissenschaft, danach Schauspiel, strebt die Veröffentlichung ihrer Texte an und arbeitet an einem Lyrikband.

Matthias Spiegel

Circus

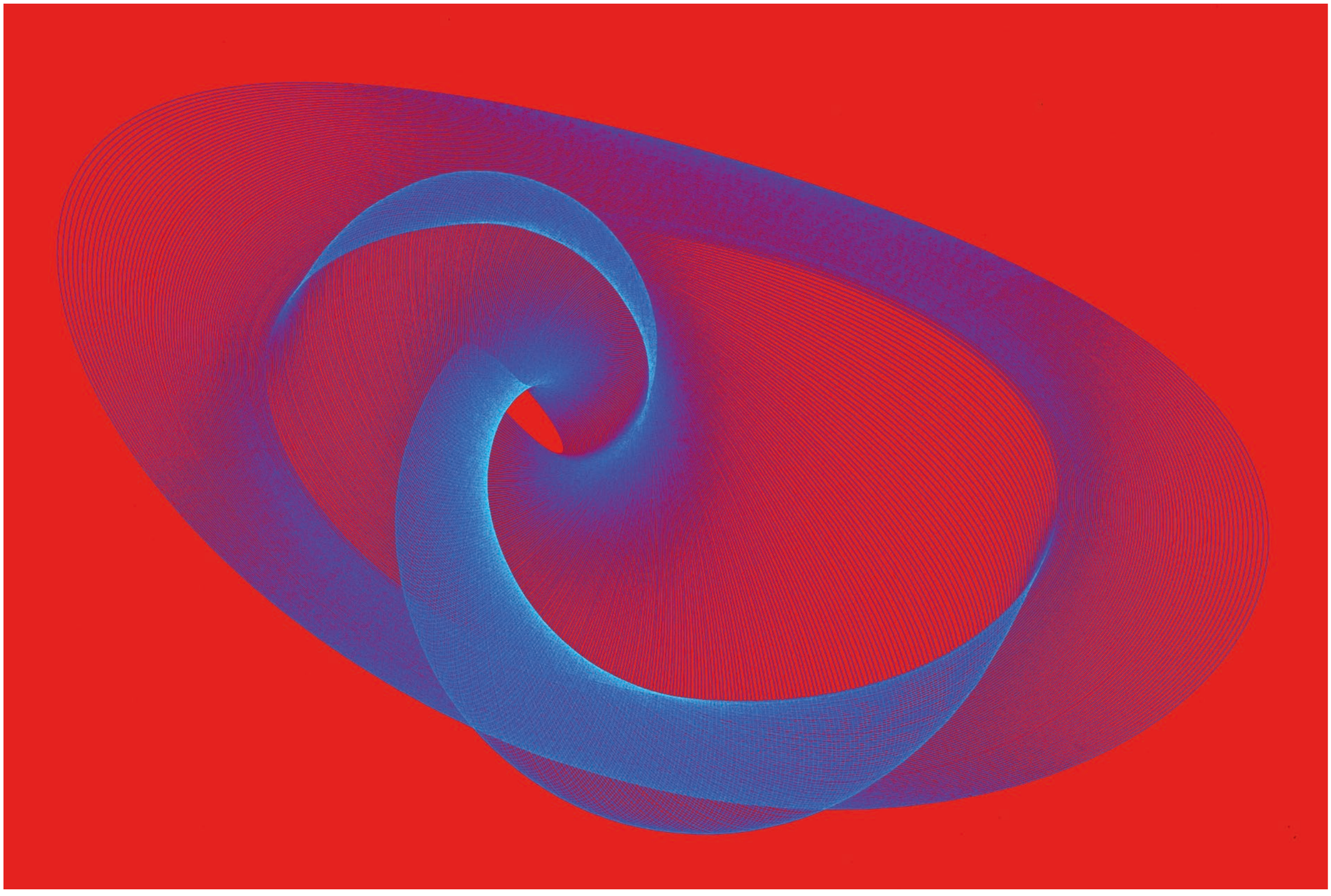
Pferdchen in der Manege
mit Troddeln und Federn
hüpfen, springen, tanzen.
Seitenwechsel mit Übersteiger,
leichter Trab, mitunter Galopp,
die Peitsche wohldosiert.
Am Ende Zuckerstücke
und Verbeugungen,
die Zuschauer applaudieren,
dressiert auch sie.

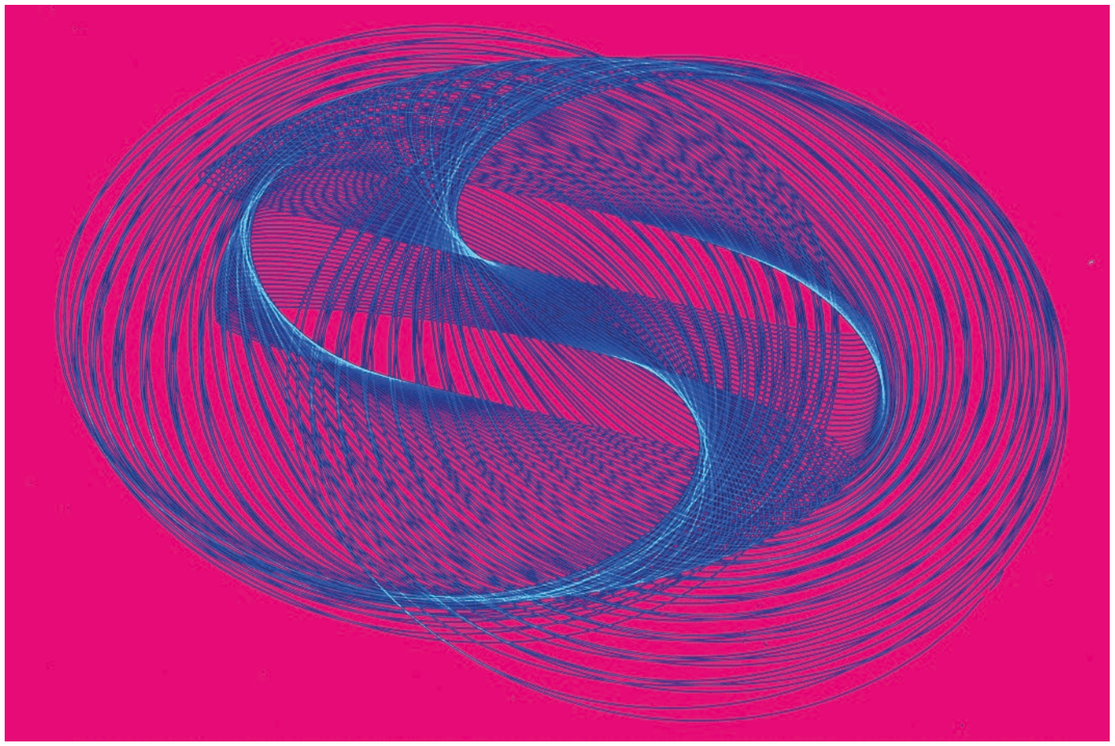
Matthias Spiegel

Wahrheit 112

Sie stieg aus dem
Wagen,
rannte über die
Straße und
umarmte den
Parkscheinautomaten.
Sie sah auf die Anleitung,
als stünden dort
die unaussprechbaren
Worte,
während sie mechanisch
Münzen einwarf,
ohne sich
umzudrehen,
als ich an ihr
vorüberging und
unsere Begegnung
nicht stattfand,
aus Angst vor weiteren
Lügen.

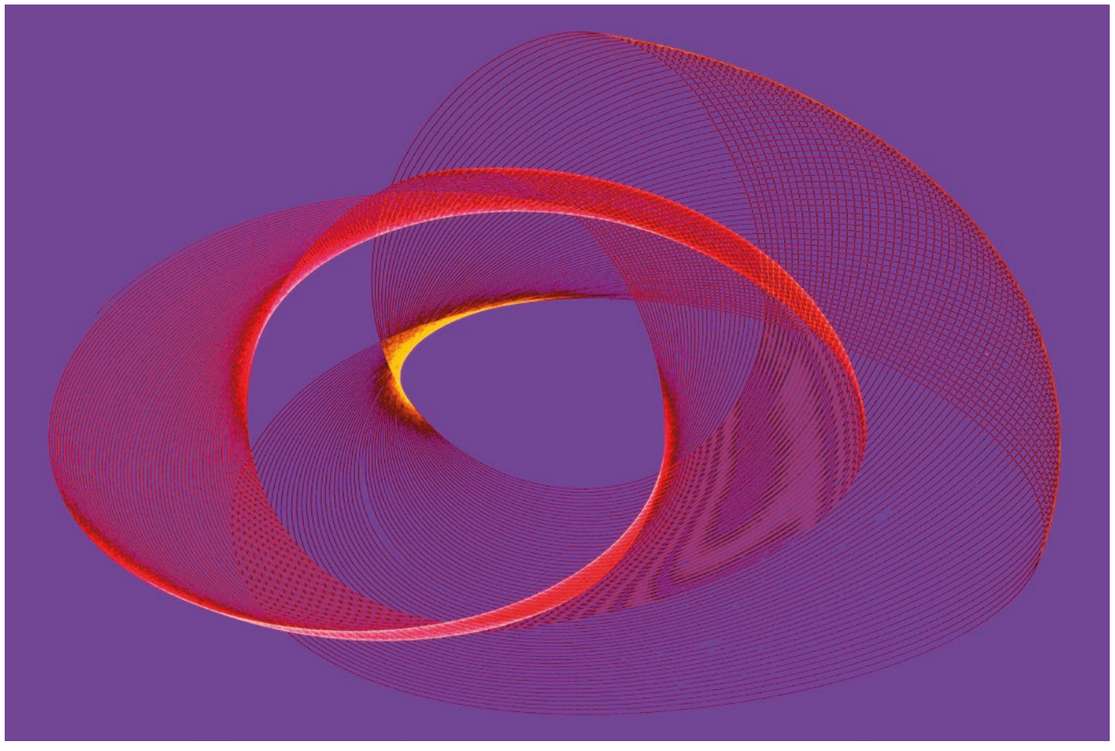
Ludwig Weibel
A30.77





Ludwig Weibel
B396.77

Ludwig Weibel
B501.13



Auf den folgenden Seiten finden sie Ausschreibungen, die vielleicht für Sie interessant sind. Sollten Sie an einem der Wettbewerbe teilnehmen, wünschen wir Ihnen viel Erfolg!

Für die Redaktion der **experimenta**
Kevin Coordes

Nachwuchsdramatiker gesucht

Das Theater im OP in Göttingen sucht ein **Theaterstück** zur Umsetzung, das Alter der Autoren spielt dabei keine Rolle. Thematisch sollen sich die Texte am **„Leben in der digitalen Gesellschaft“** orientieren. Der Gewinnertext wird im **Theater in Göttingen mehrfach aufgeführt** werden, Tantiemen und Vervielfältigungen können allerdings nicht gezahlt werden. Das Stück soll eine Länge von **mindestens 25 und maximal 40 Seiten** haben, und ist in DIN A4 und mit Schriftgröße 12 in Times New Roman anzulegen. **In siebenfacher, anonymer Ausführung, sowohl in Papier als auch als Dateien**, sind die Dramen mit kurzen, ebenfalls anonymen Dossiers über den Inhalt der Stücke und einem Blatt mit biographischen Angaben der Autoren zu versehen und an diese Anschrift zu versenden:

Georg-August-Universität
Seminar für Deutsche Philologie
Theater im OP
Stichwort: NDW 2019
Käte-Hamburger-Weg 3
37073 Göttingen

Weitere Informationen sind zu finden unter: http://thop.uni-goettingen.de

Einsendeschluss ist der **30. Juni 2019**.

WORTMELDUNGEN-Förderpreis

„Im Schreiben tauschen Tote und Lebende höflich die Plätze. Oder: Kann man dem Tod die kalte Schulter zeigen?“ Unter diesem Thema sucht die Crespo Foundation unveröffentlichte **Kurztexte (Essay, Rede, kurze Prosa, Erzählung)** von Autoren, die das 30. Lebensjahr noch nicht erreicht haben. Dabei darf der Text **nicht kürzer als 4, nicht länger als 8 Seiten** sein. Die Texte sind zusätzlich mit einer Biographie des Autors und einem ausgefüllten Formblatt in PDF-Format an foerderpreis@wortmeldungen.org zu senden. Die Jury entscheidet am Schluss über die Vergabe und Aufteilung von **15.000 Euro Preisgeld an die drei Gewinnertexte**.

Weitere Informationen gibt es hier: http://www.wortmeldungen.org

Teilnahmeschluss ist auch hier der **30. Juni 2019**.

Anzeige

Hass, Hetze, Lügenbotschaften weltweit - Heimat: Werte. Worte. Wirklichkeit

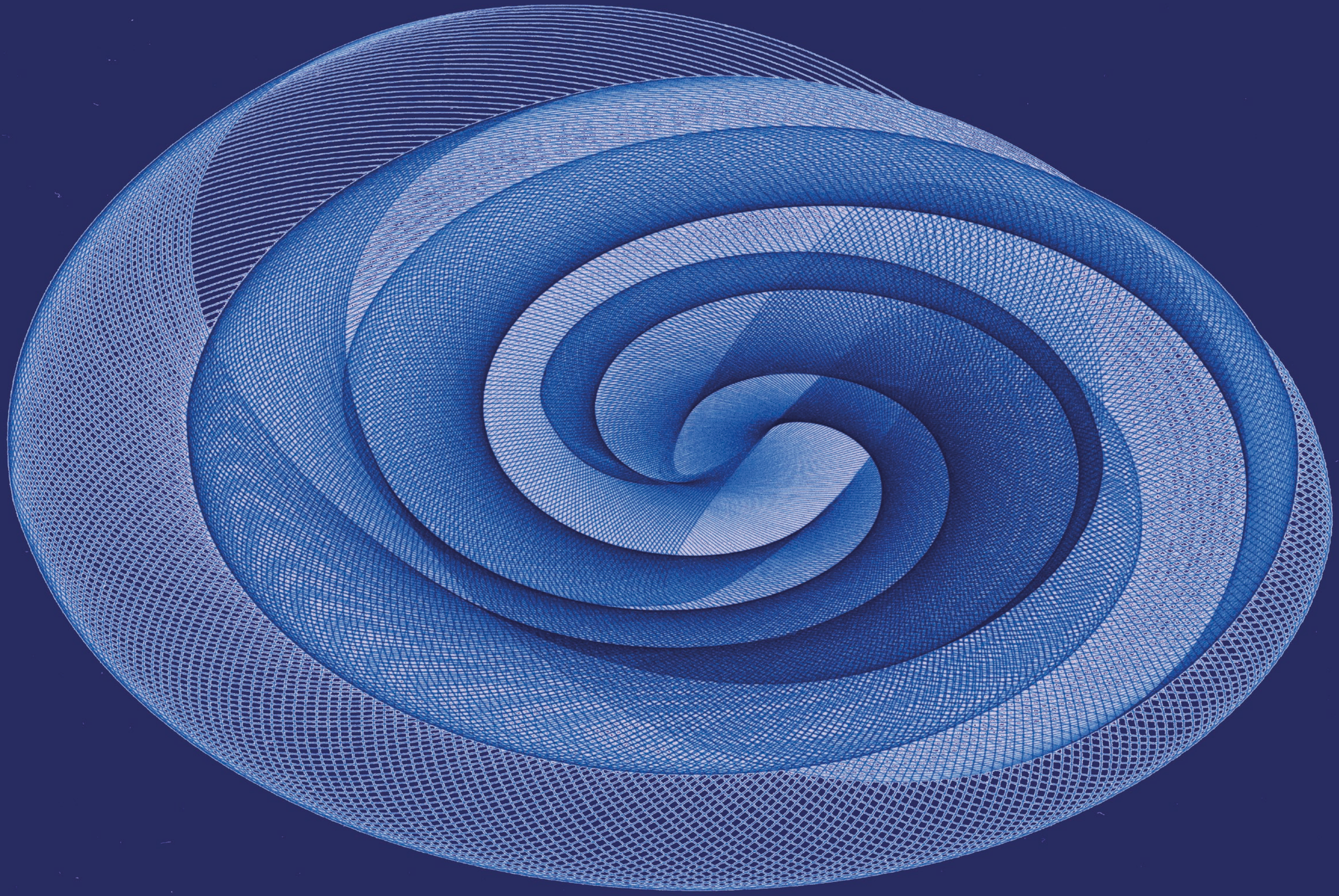
Abgesehen von der Arbeit under diesen Stichpunkten ist der Markt Beratzhausen offen für **alle Beiträge. Auch Videos, Theaterstücke, Hörspiele und Comics werden angenommen (Texte dürfen allerdings nicht länger als zehn Seiten sein)**. Dabei werden **Einzel- wie auch Gruppenbeiträge** unabhängig vom Alter, wie auch zum Beispiel **Klassenarbeiten** berücksichtigt. Die Hanns-Seidel-Stiftung München spendet Urkunden und Geldpreise an herausragende Klassenarbeiten, eine Jury bewertet Einzel- und Gruppenbeiträge und vergibt **Geld-, Buch- und Sachpreise in Höhe von insgesamt 1000 €**.

Möglichst in zweifacher Ausfertigung sind die Beiträge zu senden an:

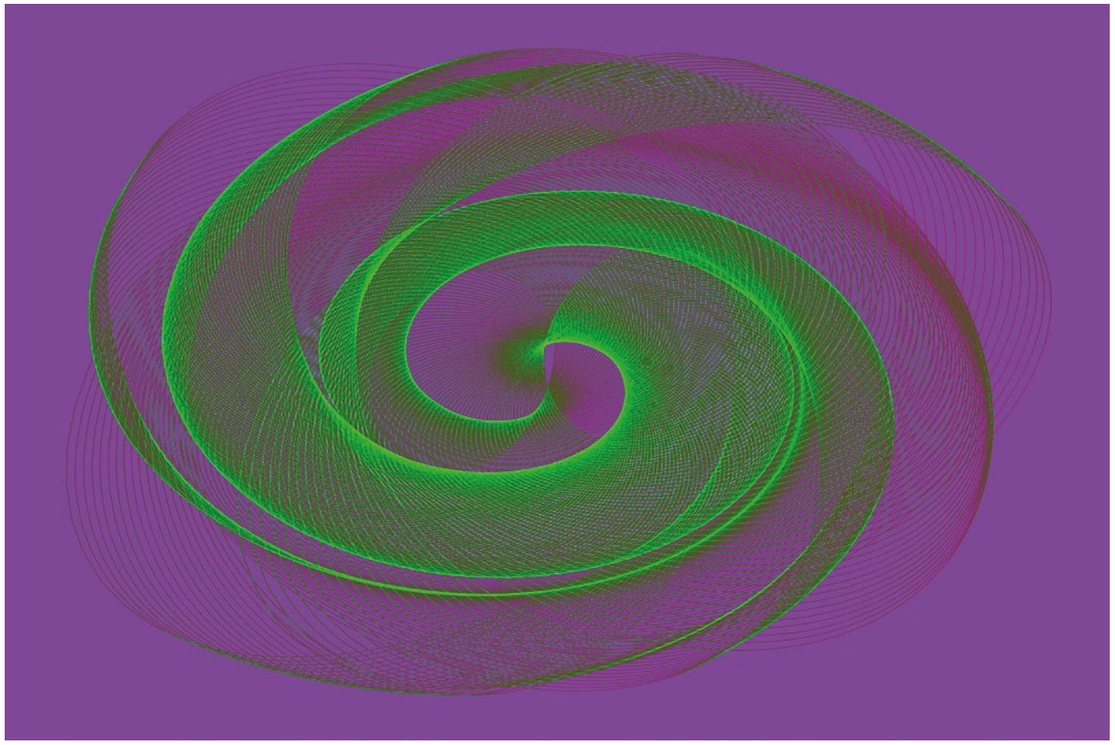
Markt Beratzhausen
z. Hd. Frau Franziska Weber
Sekretariat des Bürgermeisters
Marktstraße 33
93176 Beratzhausen

Weitere Auskünfte bei der Projektleiterin Dr. Christine Riedl-Valder (Tel. 09493-951331, E-Mail: info@kunstliteratour.com).

Auch hier ist der Einsendeschluss der **30. Juni 2019**.



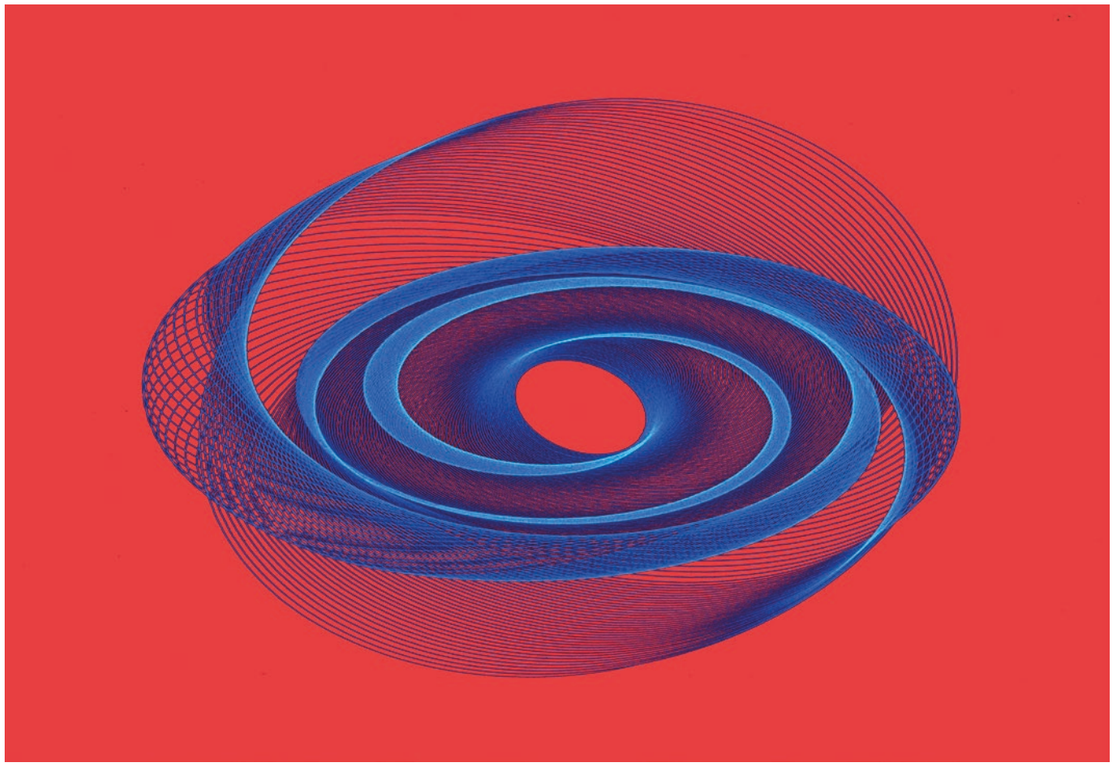
× Ludwig Weibel
B183.1h



Ludwig Weibel

Ludwig Weibel
B892.5

Ludwig Weibel
B849.1h



Über uns

Die **experimenta** ist eine Plattform für bekannte wie unbekannte Poeten, Romanschreiber, Fotografen, Maler, Musiker, Verlage, Buchvorstellungen und eignet sich auch hervorragend für Kulturevents aller Art.

Die **experimenta** hat zirka 20.000 Leser im Web, die regelmäßig die Beiträge lesen. Man kann sie sich auch als gedrucktes Exemplar bestellen:
abo@experimenta.de

Die **experimenta** erscheint monatlich neu und steht für jede(n) Interessierte(n) online zur Verfügung:
www.experimenta.de

Die **experimenta** ist ein kostenloses Online-Magazin und daher für „kulturelle Werbung“ bestens geeignet. Mit Ihrer Anzeige unterstützen Sie das Redaktionsteam bei der Suche nach guten Beiträgen und erreichen vor allem die Interessenten Ihrer Anliegen. Wir heißen Sie als Anzeigenkunden herzlich willkommen.

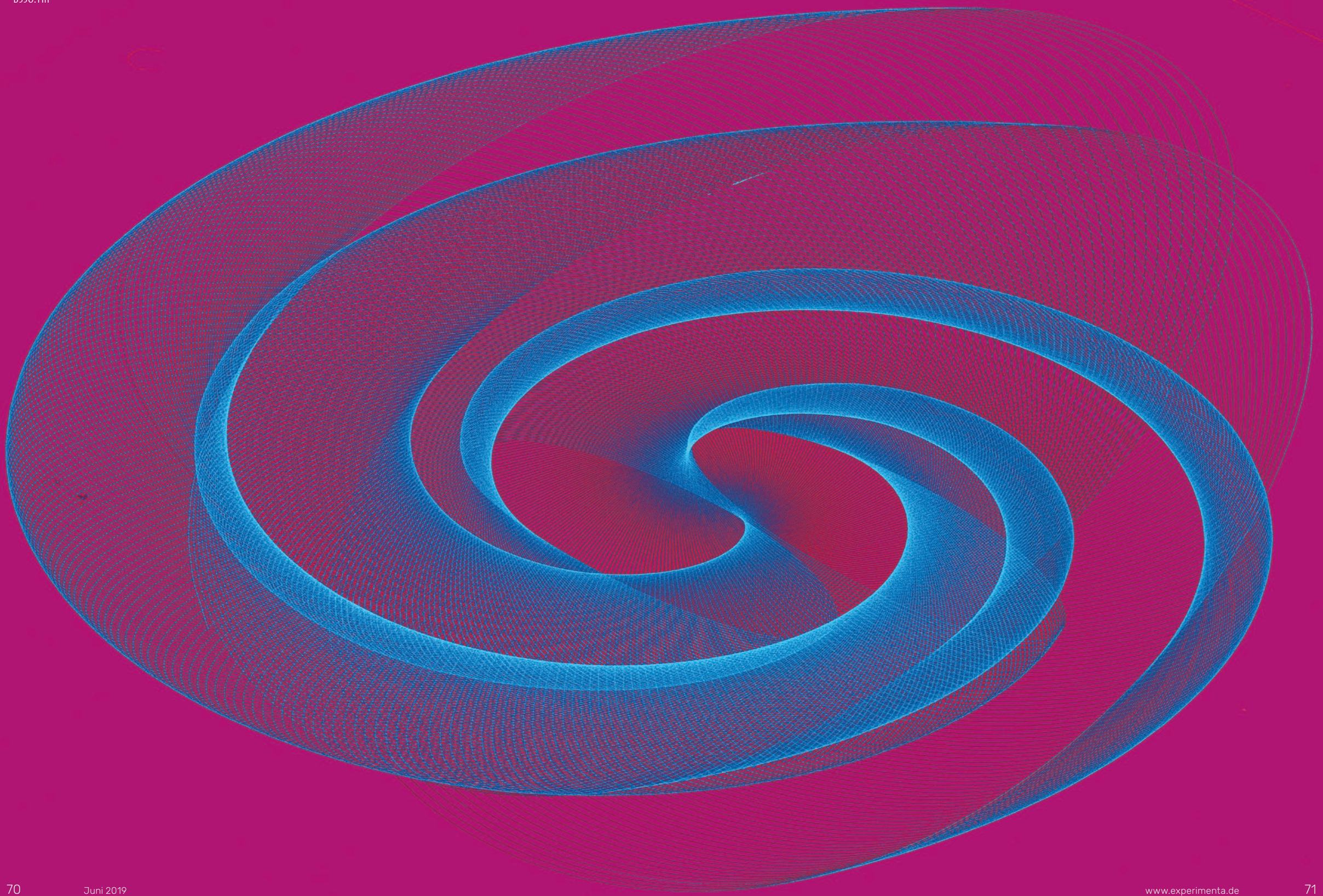
Bewerben Sie Ihr Buch in der **experimenta**

Bei uns sind Sie an der richtigen Adresse. Eine aufmerksame Leserschaft wird auf Sie aufmerksam werden. Bereits ab 50 € schalten wir Ihre Anzeige monatlich.

Für weitere Informationen senden Sie eine Mail an: *presse@experimenta.de*

Schaukasten

× *Ludwig Weibel*
B550.11h



Wollsteins Cinemascope

Zwischen den Zeilen

Kinostart: 6. Juni 2019
Dieser Film des renommierten französischen Autorenfilmers Olivier Assayas dürfte besonders die Literatur-affinen Zuschauer ansprechen, denn der moderne Literaturbetrieb und seine Krisen spielen darin tragende Rollen. Es wäre aber kein französischer Film, wenn erotische Affären zu kurz kämen. Das ist nicht der Fall, worauf der Originaltitel „Doubles Vies“ dezent hinweist. Literatur ist immer ein Spiel von Dichtung und Wahrheit. Dieses Prinzip verkörpert sehr deutlich der etwas verhuscht wirkende Roman-Autor Léonard (Vincent Macaigne), der seine angeblich fiktiven Stoffe aus seinem Umfeld und verflossenen Liebschaften bezieht. Mit der dichterischen Verschleierung gibt er sich nicht allzu viel Mühe, was ihm einige Feindschaften einträgt. Sein grundsätzlich wohlwollender, weltmännischer Verleger Alain (Guillaume Canet) lehnt die Veröffentlichung seines neuesten Manuskripts ab, was Léonard in existentielle Bedrängnis stürzt. Naturgemäß hat Alain Verkaufszahlen und Umsätze im Auge, außerdem macht ihm die allgemeine Entwicklung zu schaffen: die anstehende Digitalisierung des Verlages, eine mögliche Übernahme, rückläufige Leserzahlen, Konkurrenz des Internets und so weiter.
Alains Frau Selena (Juliette Binoche) setzt sich für Léonards Manuskript ein. Sie hat eine Affäre mit ihm und Grund zu der Annahme, dass ihr Mann mit der jungen Expertin für Digitalisierung (Christa Théret) nicht nur diese betreibt. Aber das alles bleibt schön zwischen den Zeilen. Auch Léonard ist verheiratet, mit der an ihm zunehmend desinteressierten Valérie (Nora Hamzawi).
Sie arbeitet engagiert für ihren Chef, einen sozialistischen Politiker, von dessen Integrität sie überzeugt ist, bis …
Welchen Menschen, welchen Medien kann man noch vertrauen im Zeitalter von alternativen Fakten und den Plattformen des Internets, die den Spinnern und Hetzern ebenso zur Verfügung stehen wie den Klugen und Gutwilligen? Wenn jeder blogt und twittert , heißt das auch, dass immer mehr gelesen wird? Wenden sich die Leser nur von Büchern ab und den neuen Medien zu?
Alain und Selena bezweifeln deren Wahrheitsgehalt und unterschlagen, dass sie es damit im analogen Leben auch nicht so genau nehmen. Selena ist Schauspielerin in einer Serie. Ihre Rolle als Polizistin ist ihr peinlich. Wird sie darauf angesprochen, findet sie euphemistische Umschreibungen.
Es wird viel, witzig, geistreich und leidenschaftlich diskutiert in diesem Film. Über den Kulturwandel, Politik und Ethik. Dagegen werden persönlichen Krisen, inklusive Herzschmerz nicht ausgesprochen. Aber auch auf diesem Feld verändert sich manches. Veränderungen sind ja die einzige Konstante im Leben. Sie zu beobachten, zu analysieren und zu bewerten ist eine nie endende Aufgabe. Und dann muss man ja auch noch darauf reagieren. Gut, wenn man den Humor nicht verliert.

Das diesjährige Literaturseminar in der Schwabenakademie Irsee (im Allgäu), das unter der Leitung von Prof. Dr. Mario Andreotti steht, ist dem modernen literarischen Erzählen gewidmet. Es findet vom 22.-24.November 2019 statt.

Wie wird heute erzählt? Formen und Techniken modernen Erzählens

Texte der Erzählprosa, Romane, Novellen, Kurzgeschichten, bilden nichts ab, wie es «ist», sondern wie es mit Hilfe eines fiktiven Erzählers gesehen wird. Daher ist die Wahl dieses Erzählers – seiner Position, seiner Perspektive, seiner Erscheinungsform und seiner Haltung – ganz entscheidend. In herkömmlichen, traditionellen Erzähltexten sind der Erzähler und dessen Gestaltung relativ klar definiert. In modernen Texten, seit Kafka, Döblin und Schnitzler, hat sich das grundlegend verändert: Es wird heute anders erzählt als zur Zeit Stifters und Fontanes. Aber wie anders? Das ist das Thema unseres Seminars, in dem es um neue Formen und Techniken des Erzählens geht, die den Autorinnen und Autoren noch nie dagewesene Möglichkeiten des Schreibens erschliessen. Diese neuen Erzählformen zeigen wir an zahlreichen Textbeispielen auf, nicht ohne auch kurz den damit verbundenen geistesgeschichtlichen Wandel einzubeziehen.

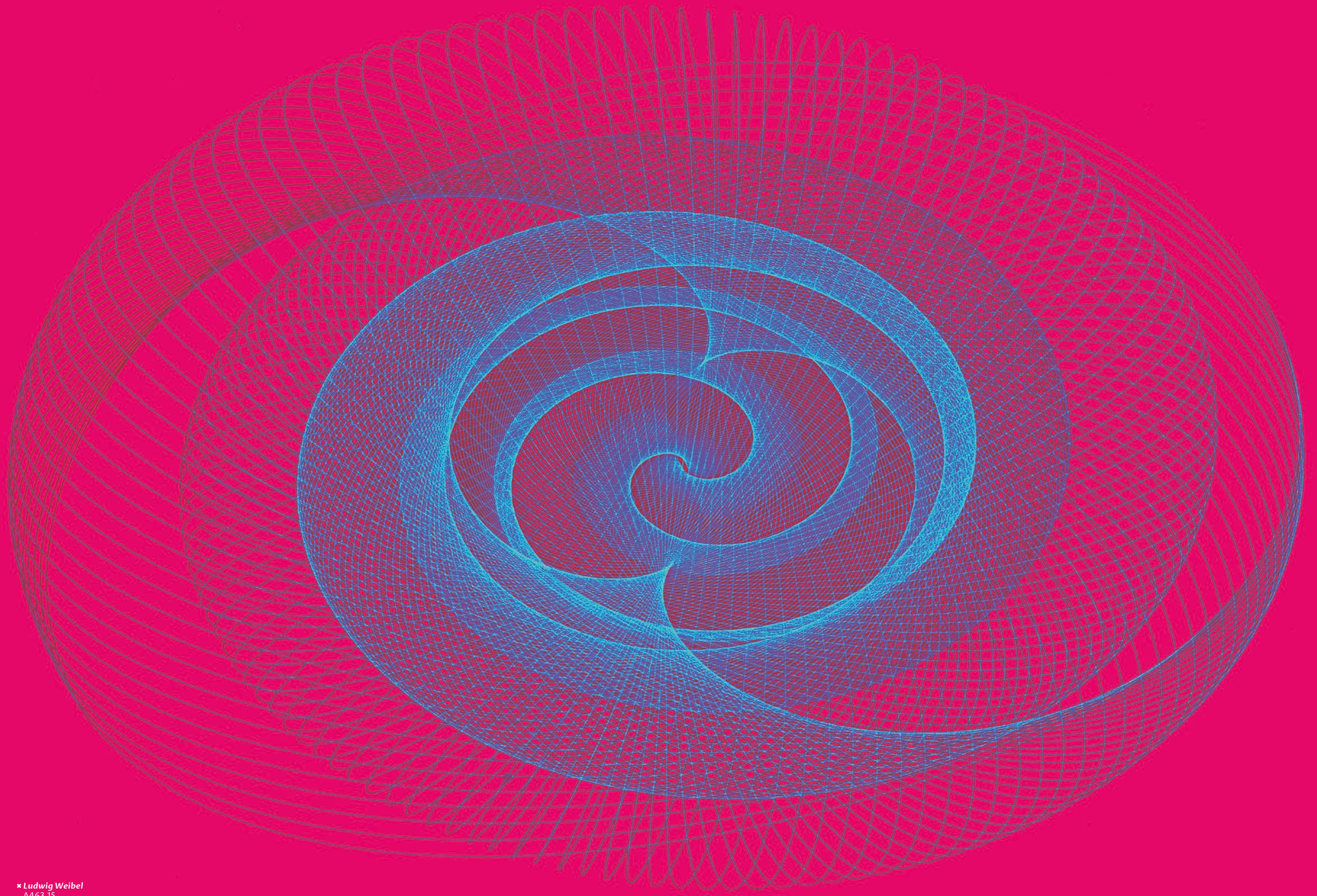
Literaturhinweis:
Für jene, die sich gerne auf das Seminar vorbereiten möchten:

Mario Andreotti: Die Struktur der modernen Literatur. Neue Formen und Techniken des Schreibens. UTB Band 1127, 5., stark erweiterte und aktualisierte Auflage. Bern, Stuttgart, Wien 2014 (Haupt); v.a. Kap. 6.

Interessenten können beim Referenten (mario.andreotti@hispeed.ch) oder bei der Schwabenakademie das detaillierte Seminarprogramm anfordern:

Schwabenakademie Irsee
Klosterring 4
D-87660 Irsee

Telefon: 0049 8341 906 661
E-Mail: buero@schwabenakademie.de
Internet: www.schwabenakademie.de



× *Ludwig Weibel*
A463.15

B. S. Orthau, Zum 25. Todestag von Leberecht O. Lamm

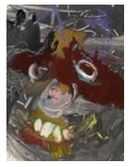
Beiträge zur Gedenkschrift, Teil 4

Die Ehrung eines nie gelebt habenden unbekannten Dichters zu seinem 25. Todestag durch ebenfalls nie gelebt habende Freunde, Weggefährten und Schüler wird zur Hommage an alle existierenden literarisch Tätigen, die zu Recht oder Unrecht unbekannt bleiben oder bisher geblieben sind. Die Dichter, die wir kennen, sind wohl von der Anzahl her ein Bruchteil derjenigen, die überhaupt Gedichte schreiben oder geschrieben haben, aber jene wären nicht die, die wir kennen, wenn es die anderen, die unbekannt blieben, nicht gäbe. Denn hohe Bäume wachsen nur dort, wo die andern Bäume schon relativ hoch sind.

Die „Beiträge" zu dieser „Gedenkschrift", die in dieser und den nächsten Folgen von experimenta abgedruckt werden, sind zugleich Reminiszenz an die Dichtung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Deutschland und werden zur Gelegenheit, Sprache in verschiedensten Formen in Szene zu setzen. Den zwischen Spaß und tieferer Bedeutung, zwischen Kritik und Satire, Parodie und Imitation wechselnden Gedichten, Interpretationen und Essays wird der Anschein von Wirklichkeit gegeben, und das Gewohnte und Vertraute erscheint vor dem Hintergrund des Unbekannten und Fiktiven in einem andern Licht.

B. S. Orthau

Pareidolien (Bodo M. Cernatzke)



Die Fähigkeit unseres Wahrnehmungssystems, in fast allem menschliche Gesichter zu erkennen, ist schon ziemlich erstaunlich.

Doch, doch, muss man sagen. Großartige Leistung das! Great, great!

Und dann gibt es auch noch diese Stühle, die so aussehen, als hätten sie auf sich Platz genommen…

Oder diese nervigen Sessel, die sich immer davonmachen, wenn man sie mal aus den Augen lässt.

Ein Gedicht und seine Interpretationen/ Pro und Contra

Das Veilchen (Wilhelm Becker *1921 †1997)

Fast übersehen, im Grase halb verborgen,
steht das Veilchen,
feucht von Tau,
am frühen Morgen
und hebt die Blüten
in dem wunderbaren seltnen Blau.

Wir sehen es an und es macht uns
für ein Weilchen
zum Kind,
dem einst die Wunder waren.

Es sind oft unscheinbar die großen Dinge,
die in sich ruhen,
dunkelklar,
es ist oft kostbar das Geringe
und im Genügen freundlich uns und wahr.

Die kleinen Dinge. Überlegungen zu Wilhelm Beckers „Das Veilchen“ (Friedrich Ferchoff)

Kleinigkeiten sind Bagatellen, Lappalien, Pipifax, Nebensachen, Kinkerlitzchen, Kleckerkram, Kleinzeug, belanglos, banal, lächerlich, unwichtig. Kleinigkeiten sind unbedeutend. Solange, bis sie fehlen. Das Taschentuch, der Knopf am Hemd, der Kaffee am Morgen, der Einkaufszettel, das Komma in der Überweisung, das Lächeln eins Kindes, der Gruß eines andern.

Lessing gibt seinem Debütband mit Gedichten den Titel *Kleinigkeiten*, einiges an Geschichten, Fabeln, Märchen, Aphorismen, Erzählungen, Spruchweisheiten macht auf die Bedeutung von Kleinigkeiten aufmerksam. Es gibt den Spruch von dem Großen, das sich im Kleinen zeigt, den von den kleinen Schritten, es gibt den Schmetterlingseffekt, der in seinem chaostheoretischen Zusammenhang zu sehen ist, im Grunde aber nicht mehr besagt als die altbekannte Geschichte vom verlorenen Hufnagel, der zum Verlust des Königreichs führt, wir kennen die Fabel vom Löwen und der Maus, kennen Märchen wie die von der Bienenkönigin oder der weißen Schlange, in denen der Königsohn Ameisen verschont, die später zu seiner Rettung werden. Wir kennen ebenfalls den F. H. Royce zugeschriebenen Aphorismus, wonach Perfektion keine Kleinigkeit ist, aber Kleinigkeiten Perfektion ausmachen, oder den von Sokrates, von dem Royce offensichtlich abgeguckt hat: *Das gute Gelingen ist zwar nichts Kleines, fängt aber mit Kleinigkeiten an*.

Das alles erzählt etwas von der immanenten Relevanz von Kleinem, von Kleinigkeiten, spricht davon, dass man die kleinen Dinge nicht unterschätzen darf, dass wir unsere Augen dafür öffnen müssen und nicht immer auf die großen Ereignisse warten, nur das Große und Hehre beachten dürfen, das zudem leicht ins Lächerliche kippt. Wer jedoch die Kleinigkeiten zu schätzen weiß, wird mit Größerem belohnt werden, bekundet die inhärente Ideologie, und wir sollen sehen, wie wertvoll und groß die vermeintlich kleinen Dinge in Wirklichkeit sind.

Daran ist sicher viel Wahres, das alles klingt aber nun fast schon wieder etwas zu rührselig-kitschig, so im Sinne von: „Ach, hättest du nur…“ oder „Verzweifle nicht wegen …, sieh dir lieber die süßen Schneeglöckchen an“, und auch das vorliegende Gedicht in seiner parabelhaften Form schrammt nahe daran vorbei, zumal es auch noch die Kinderaugen, denen alles wunderbar erscheint, und überhaupt die „Lasset uns sein wie die Kindlein“-Idee bemüht. Zugegeben, die Gleichklänge von *wunderbar* und *dunkelklar*, von *wunderbaren* und *Wunder waren* neben den eigentlichen Reimen *Tau* und *blau*, *Veilchen* und *Weilchen*, *verborgen* und *Morgen* usw. verleihen den Versen einen eigenen Charme, verraten genauso wie Aufbau und Ausdruck viel vom Sprachfeingefühl des Dichters, aber dem einen oder

andern dürfte dann doch des Wunderbaren und des Kindlich-Diminutiven zu viel werden, vor allem, wenn er das Gedicht mit den historischen Bedingungen seiner Entstehungszeit verbindet.

Es ist eigentlich kein schlechtes Gedicht, das wir hier vor uns haben, aber es ist ca. 150 Jahre zu spät und würde im 20. Jahrhundert bestenfalls noch zur naiv-romantisierenden, aber in ihrem Kontrast zur Wirklichkeit sich bereits als verlogen manifestierenden Poesiealbumzeit der Teenager der 60-er Jahre passen, die sich gegenseitig Dinge widmeten wie *In allen 4 Ecken soll Liebe drin stecken* oder Gedichte vom Lichtlein, das irgendwoher kommt, wenn man in Schwierigkeiten steckt, verziert mit Oblaten- oder Glanzbildern einer vergangenen Zeit.

Es scheint eine neue Bescheidenheit zu propagieren, die Rückkehr zu Innerlichkeit und romantisch geprägtem Biedermeier auf der Grundlage der sedierenden Illusion von der Einheit von Mensch und Natur, die bereits in der Industrialisierung im 19. Jahrhundert und nicht erst Mitte des 20. Jahrhunderts verlorenging und zu einer leeren Sehnsuchtsideologie geworden ist.

Wir dürfen darüber nicht vergessen, dass das Gedicht noch in der Hochzeit des Wirtschaftswunders geschrieben wurde von einem Menschen, der den Nationalsozialismus recht und schlecht überlebte, als Soldat an der Front sich – wie er in seinem *Kriegstagebuch* schrieb – nach einem andern Leben, nach Frieden und Geborgenheit gesehnt hat, dem das Bild eines Veilchens im nassen Gras mehr bedeutet haben kann als wir heute ermessen können. Aber er teilt genau darin das beweihräuchernde Verlangen seiner Zeitgenossen, die sich ja bekanntlich lieber zum Förster in den Silberwald geflüchtet oder sich mit Freddy'scher Emphase nach fremden Ländern gesehnt haben und dann doch nur den Lindenwirt oder das Bier auf Hawaii meinten. In dem obligatorischen Bezug auf das Heimelige, das Wahre und Echte im Erleben der Natur wird nicht nur die Natur verniedlicht, der Eskapismus wird zugleich für die Vermeidung einer moralisch gebotenen Auseinandersetzung mit der damals unmittelbareren Vergangenheit instrumentalisiert und geht damit Hand in Hand mit der Verdrängungsmentalität der meisten Deutschen im Zeitalter des Nierentischs, in den 50-er und 60-er Jahren jenes Jahrhunderts. Die heute so oft in Politik und Wirtschaft so bedenkenlos verwandte Wendung, wonach man „nach vorne schauen" müsse, stammt übrigens auch aus dieser Zeit, und man braucht sicherlich nicht zu raten, von welcher Gruppe der damaligen Zeitgenossen. Man muss sehen, dass viele nicht darüber reden konnten und wollten, was sie vor 1945 und vielleicht auch noch danach erlebt hatten, so wie auch Traumatisierte kaum über das traumatisierende Ereignis, das ihnen widerfuhr, sprechen können, aber natürlich wollten

und konnten viele aus ganz andern Gründen nicht darüber reden, wollten Gras über das Vergangene wachsen lassen, es tabuisieren, zumal sie oft genug schon wieder in Amt und Würden waren.

So kann dieses Gedicht als Manifestation der verdrängten Schuldfrage und der eigentümlichen Geisteshaltung der Deutschen in dieser Zeit gesehen werden, selbst wenn wir ihm zugestehen müssen, dass es Stellung gegen die einseitig materialistische Orientierung der Wirtschaftswundergesellschaft zu beziehen sucht. Symbolhaft für den Mythos des sogenannten deutschen Wirtschaftswunders, das ja eigentlich kein Wunder war, sondern ein durch US-Amerika induzierter und unterstützter wirtschaftlicher Anpassungsprozess zur Installierung restaurativ-bourgeoiser Wirtschafts- und Gesellschaftsstrukturen, der neben Westdeutschland auch Österreich und viele weitere westeuropäische Länder erfasst hatte, stand *der Dicke mit der Zigarre*, also Ludwig Erhardt, Wirtschaftsminister und späterer Bundeskanzler, und schon diese Figur sagt vieles über die geistige Verfassung dieser Zeit aus: Massenfertigung und Vollbeschäftigung, Kaufrausch und Fresswelle, Wohlstandsbauch und Reiselust waren weitere, teils selbstironisch gebrauchte, aber entlarvende Schlagworte.

Die ersten Brüche und Verwerfungen waren bereits erkennbar, Kritik und Kritiker waren da nicht nur Heinrich Böll mit den *Ansichten eines Clowns*, aber bis zu den ersten Ansätzen eines gesellschaftlichen Umdenkens, bis zur Studentenrevolte, bis zur Entdeckung der *Grenzen des Wachstums*, jener Publikation des Clubs of Rome, war es noch weit; Einsicht in die ökologischen Folgen industriellen Raubbaus, hemmungsloser Produktion und Motorisierung fehlte ganz und die Vorstellung, dass es immer so weitergehen könne mit Konsum und Aufschwung überdeckte die vielfältigen Antagonismen einer wiederetablierten Klassengesellschaft, drängte sie in den Hintergrund. Man verwirklichte sich im Geldranschaffen und Konsumieren und legitimierte das teils bewusst, teils unbewusst mit den weitgehend selbstverursachten Leiden, den Entbehrungen und Verlusten in einer Zeit, über die man nicht sprach und von der man nichts mehr wissen wollte, weil damit unabweisbar die Frage kollektiver und individueller Schuld zu thematisieren gewesen wäre. Es komplettiert das dem Dichter selbst möglicherweise unbewusste Raffinement solcher Indoktrination, erscheint zumindest doppelt naiv, wenn das Gedicht statt Aufklärung über die wahren strukturellen Zusammenhänge, der Raffsucht und Gier jener verlogenen Jahre das Bewusstsein für das Kleine und Unbeachtete entgegensetzen will, wenn gehofft wird, Einkehr oder Umkehr bewirken zu können mit einem Appell zum Innehalten, einem Aufruf, auf die kleinen Dinge zu achten. Die Botschaft des Gedichts weist zu aufdringlich Parallelen zu jenem verkitschten Topos des Heimatfilms auf, wo

der männliche Protagonist nach einigem Hin und Her entdeckt, dass nicht die Mondäne aus der Großstadt mit –zig Verehrern an jeder Hand, reichem Vater und 220 SL- oder wenigstens Karmann-Ghia-Cabrio, sondern das bescheidene, liebe Köhlers-, Försters-, Jägers- oder Fischerstöchterlein das Lebensglück verbürgt.

Die Verdinglichung des Zweckfreien. Anmerkungen zu Friedrich Ferchoffs Überlegungen zum Gedicht „Das Veilchen“ (Martin Werner)

Um ebenfalls mit einer Sammlung von Begrifflichkeiten zu beginnen: immanente Relevanz, inhärente Ideologie, sich (als verlogen) manifestierendes XY, propagieren, Illusion, Ideologie (oft irgendwie zusammengesetzt als Konsum-, Sehnsuchts-, Konformitäts-I. usw.), instrumentalisiert, tabuisiert, Mythos, restaurativ-bourgeoise Strukturen, entlarvend (meist vor allem sich selbst), Klassengesellschaft, Indoktrination, Topos; es fehlen nur noch normative Ästhetik, Historizität, Infiltration, entfremdete Moral, Entfremdung überhaupt, imperialistische Unterhaltungsideologie, reaktionär bis faschistoide Penetranz oder gesellschaftliche Widersprüche – alles lange nicht mehr gehörte Begriffe aus dem Jargon der Eigentlichkeit der Anhänger der Frankfurter kritischen Schule, mit denen sie signalisieren, dass sie ihren Adorno gelesen, aber nur teilweise verstanden haben, und sich untereinander ausweisen. Sie wollen in der ihnen eigenen Verquickung von marxistischer und psychoanalytischer Methode sowohl die gesellschaftlich-ökonomischen Verhältnisse als auch die Psyche des Einzelnen bis auf den Grund durchschauen, lassen aber im Allgemeinen lediglich erkennen, dass sie mit dem Geklingel einschlägiger Begriffe nichts außer der hohlen Form nachvollziehen, weil ihnen neben dem Wortschatz die analytische Begabung ihrer Vorbilder fehlt. Susan Sontag hat sich in *Against Interpretation* vor allem gegen die marxistische Analyse und die Psychoanalyse gewehrt, weil sie sie für Methoden hält, die durch sich selbst bestimmte Ergebnisse determinieren, der Psychoanalytiker immer zum Kastrationskomplex komme, der Marxist immer zu Klassenantagonismen als Ursache für Probleme.

Unabweisbar ist ein Kunstwerk auch in seinem zeitgeschichtlichen Zusammenhang zu sehen, es aber daraus im Nachhinein ableitbaren Forderungen auszusetzen, erscheint illegitim. Das Kunstwerk unterscheidet sich von allem andern, von Unterhaltung, von Erziehung, von Aufklärung dadurch, dass es Zeichen seiner selbst ist. Es muss weder nützlich noch im moralischen Sinn gut sein. Als Gedicht ist es zwar in Sprache konstituiert, ist aber für sich selbst etwas Eigenes. Der Dichter ist frei. Er ist prinzipiell auch frei von der Verpflichtung, gegen Ideologien, ungerechte Machtstrukturen etc. anzugehen; er kann es, aber

die Forderung, dass er genau das tun solle, würde die Poesie, die Kunst arm, dürftig machen, würde sie zum Mittel von Zwecken machen, die außerhalb ihrer selbst liegen.

Würde man es anders sehen, könnte man auch *Wanderers Nachtlied* oder dem *Heideröslein* den Vorwurf machen, dass darin nichts gegen die Kinderarbeit auf den Besitzungen des Weimarer Adels oder in seinen Bergwerken gesagt wird, nichts gegen den Absolutismus des Landesherren, auch wenn der sich als gemäßigt gerierte, und auch zu Rilke oder Trakl könnte man sich was ausdenken. Wer auf borniert zudringliche Weise die Welt verändern will und dazu die Kunst in die Pflicht nimmt, wer will, dass Kunst die Missstände der Welt zu bekämpfen habe, die er ausgemacht hat, macht die Kunst zu seinem Wadlbeißer, zum Kettenhund, den er auf andere hetzen kann. Er weist der Kunst eine Rolle zu, wie sie sie etwa auch in der DDR oder im III. Reich einzunehmen hatte, und macht sie unfrei. Wir kennen derart minderwertige Kunst aus solchen Diktaturen und wissen, wie wenig es der Kunst zuträglich ist, wenn man sie zur Erfüllungsgehilfin von Zielen des Staates oder einer Ideologie macht. Die Kunst, die da überlebt hatte, stand dagegen immer schon über den Absichten der Partei und oft genug auch in Opposition dazu.

So sehr andererseits die Klage von Brecht einleuchtet, dass es Zeiten gibt, in denen ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist, weil es das Schweigen über so viele Untaten einschließt: sie ist zuallererst eine poetische Illustration für die Situation eines Denkenden, eines Dichters in schwierigen Zeiten, kein Verbot. Der Satz von Adorno, dass es nach Auschwitz barbarisch sei, Gedichte zu schreiben, wurde gerade durch ein Gedicht, Celans Todesfuge, widerlegt, sofern Adorno ohnehin hier nicht immer nur als jemand hätte verstanden werden sollen, der eine etwas eingeschränke Auffassung von Gedichten hatte. Dichtung hat immer wieder Gebote und Verbote unterlaufen, selbst das Verdikt Benns gegen die Naturlyrik hat sich als überholt erwiesen; gute Dichtung, die mehr bietet als den verbilligten Sonnenuntergang, hat ihn widerlegt. Dichter und Dichtung haben immer wieder gezeigt, dass sie nicht zu reglementieren sind.

Freilich, wir müssen sehen, dass nach 1945 die Natur zum Fluchtraum, zum Rückzugsgebiet für viele der Dichter geworden war, die einen Neuanfang, einen Neubeginn wollten und nahe liegender weise fern von Mensch und Gesellschaft und Politik den Bruch zu überwinden suchten, den Krieg und Nationalsozialismus bewirkt hatten, und es gibt Versuche, dabei an die Naturmagie der 20-er, 30-er Jahre anzuknüpfen – bekannte Namen in diesem Zusammenhang sind etwa Oskar Loerke oder Wilhelm Lehmann – auch wenn die Kraft dieser Poesie

unter dem Eindruck einer zunehmend durch Medien vermittelten Welt mehr und mehr abnimmt und Benn dazu meint, dass sich das *Zählen von Staubgefäßen und Blütenblättern* überlebt habe und die Natur nur noch über technische Surrogate wie das Radio oder den Film rezipiert werde.

Mit der naturmagischen Sicht war zugegebenermaßen ein Stück heiler Weltauffassung verbunden, die man kritisch sehen muss, die aber angesichts der geistesgeschichtlichen Situation nach 1945 verständlich erscheint, sofern man so etwas hier überhaupt sagen darf. Offenbar sind manchmal gerade Gespräche über Bäume (und Blumen) notwendig angesichts der Untaten in einer schlimmen Zeit, nicht, weil sie diese verdeckten oder verleugneten, sondern weil sie trösten und helfen, Kraft zu schöpfen, eine Ahnung von dem vermitteln oder aufrechterhalten, wie die Welt stattdessen eben auch sein könnte. Man könnte sogar sagen, dass in schlimmen Zeiten – so gesehen – nichts wichtiger sei als Gespräche über Bäume und Blumen.

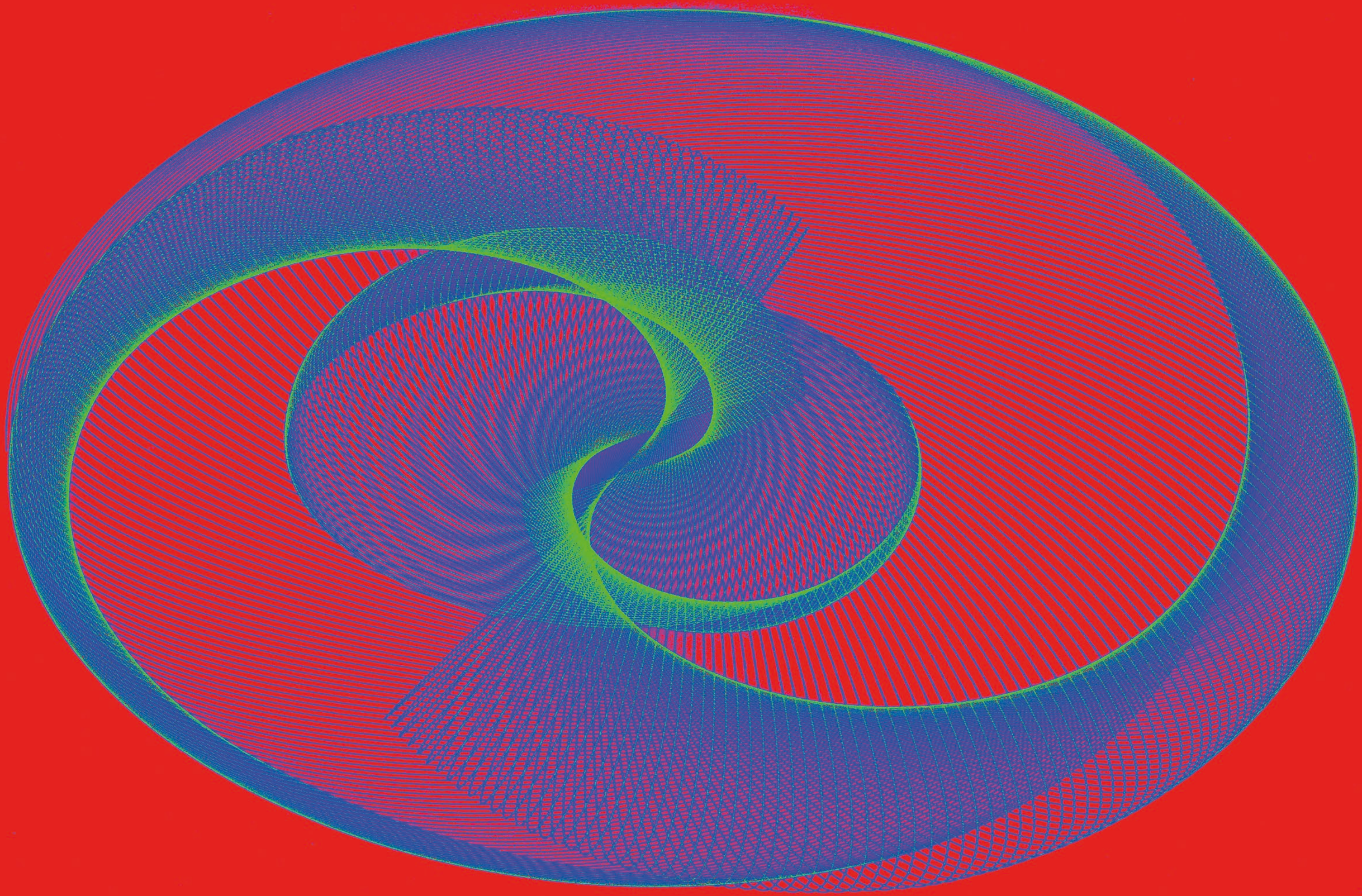
Wir haben ein Beispiel dafür vor uns, ein Gedicht, das relativ simpel, bescheiden wie das Blümchen, von dem darin die Rede ist, erscheint, aber in Form und Inhalt vollendet ist, beides widerspruchslos ineinander auflöst. Auch Ferchoff weist anerkennend auf das Sprachfeingefühl – ein schönes Wort – des Dichters und die Klänge hin, die neben den eigentlichen Reimen in diesem Gedicht mitschwingen, die aber nicht nur äußerlich bleiben, sondern in ganz engem Zusammenhang mit dem Inhalt stehen, der sich in einer Art Dreiklang entfaltet: Die Beschreibung, die hinzukommende Perspektive und die sich ergebende Konsequenz, die Moral, wenn man so will, alles das fügt sich so leicht und doch so vollkommen zusammen, nicht erscheint künstlich oder aufgesetzt.

Wäre das kleine Gedicht weniger vollendet, man könnte den Vorwurf, dass es knapp am Kitsch vorbeischramme, gelten lassen, so jedoch nicht. Kitsch ist das gut Gemeinte, Kitsch ist die Übertreibung emotionalen Ausdrucks im Verhältnis zur Banalität inhaltlicher oder performativer Bedeutung, ist das Missverhältnis zwischen Realisiertem und Gewolltem, ist das Missverhältnis des Gartenzwergs zum verlogenen Anspruch des Spießbürgers, der ihn aufstellt. Natürlich, Kitsch ist auch das Süßliche, und wenn in diesem Gedicht in unsern Augen etwas süßlich ist, dann fehlt dennoch das bewusst oder unbewusst Unehrliche, das sonst als weiteres konstituierendes Merkmal des Kitsches hinzutritt und das Ganze ungenießbar macht. Wäre das nicht der Fall, könnten wir sagen, dass alles Innige, jedes Kind an sich „kitschig“ ist, und würden in weiten Bereichen von Kunst und Dichtung zu ganz anderen Urteilen gelangen als wir bisher gemeinhin gelangt sind.

Hierin scheint aber genau der Irrtum zu bestehen, dem Ferchhoff unterliegt: Er unterstellt in seiner auf Antagonismen und Entlarvung von Interessen zielenden Denkart dem Gedicht, eine Warnung vor dem vordergründigen Materialismus der Wirtschaftswunderzeit sein zu wollen und dabei zugleich jene Nierentisch-Romantik der 50-er Jahre zu befördern, die das Vergangene tabuisiert und der Frage nach der eigenen Schuld ausweicht, unterstellt ihm also eine gewisse Unehrlichkeit, und meint dann, dass seine Schönheit damit unehrlich, kitschig werde. Er verkennt, dass es hier um die Darstellung einer zeitunabhängigen, zeitübergreifenden menschlichen Grundsituation geht, die gleichwohl in der Art der Darstellung und der inhaltlichen Realisierung zeitgebunden ist, weil eben auch der Dichter nur begrenzt aus seiner Lebenswelt, seinen lebensweltlichen Bezügen „aussteigen“ oder sich über sie stellen kann. Es gelingt ihm in dem Maße, in dem er aus seiner Gebundenheit heraus etwas Unvergängliches schafft und dabei auf allgemein Menschliches Bezug nimmt, aber er ist eben immer noch der Mensch, der als Soldat im Krieg und auch noch lange danach seine Biografie weitgehend erlitten hat, er ist immer noch der Mensch mit all seinen Sehnsüchten und Wünschen, seinen Fragen nach Besserem.

Schaukasten

× *Ludwig Weibel*
A582.16



Brief an Ludwig Weibel, der mit seinen Zierspiralen in experimenta vertreten ist.

Lieber Ludwig Weibel

Deine Bilder, Ludwig, sind absolut genial, so etwas gab es weltweit noch nie. Ich bin bestürzt über die Schönheit, die Dynamik, den überraschenden Rhythmus Deiner Einmaligkeiten in den vielfältigen Schwingungsformen und Farbharmonien. Man bekommt niemals genug, sie zu sehen, in sie zu tauchen, sich von ihnen entführen zu lassen. Wunder über Wunder offenbart sich, der Spannungsreichtum macht atemlos.

Schreibt jemand einen einfühlenden kompetenten Artikel dazu? Besser wäre ein Interview mit Dir, man sollte sich die Zeit dafür unbedingt nehmen. Du trittst da als vollendeter Maler auf, es müsste auch auf dein gigantisches schriftstellerisches (ich sage es einfach einmal einfach so) Werk hingewiesen werden.

Ich habe heute Nacht lange Deine Bilder betrachtet – und wurde entflammt, euphorisch begeistert. Was für eine kreisende Vielfalt in einer kunstexistenziellen Einheit, was für Auffächerungen, eine Bildbibliophilie fürs Auge, für die Seele, für den Geist, ein Sternenatlas der Beglückung, eine humane Relevanz, ein ganz neuer Schöpfungsbericht, wenn man nur zu sehen weiss. Kunst als Intarsien der Ewigkeit, als Beherrschung der Freiheit in der Form, verzaubert in sich ruhend und gleichzeitig über sich selbst hinweisend, ein Edelsteinschliff des Geistes. Es ist, als küsste der Himmel die Erde im Schatten eines Nelkenzimtbaums, beglückend unfassbar unvergleichlich … Mit Deinen Bildern ist die Welt heller, schöner, unbeschwerter, liebesreicher, graziler, geistgeformter geworden. Das Weltall singt in den Sonnen, in den Kartographierungen und Topographien galaktischer Strudel, im Lied des Schilfrohrsängers, Deine Arpeggien kommen aus den Traumtiefen des Tertiärs in die glockendunklen Beeren des Holunders, psalmodieren im Rundbogenfenster der Zeitlosigkeit, des Sibyllinischen. Klarheit als Orakel.

Spiralgalaxien
als Staubfäden
der kosmischen Blume
in der Vase auf meinem Schreibtisch

– sei nicht überrascht
vom Brief
den ich dir schreibe

Verzeih mir, lieber Ludwig, wenn es mir nicht gelang, *adäquat* zu schreiben, wie ich Deine filigranen Seinsbilder LIEBE, ich verstumme vor Begeisterung. Was für ein Genie Du bist! Ich bin Dir unendlich dankbar, dass Du mich teilhaben lässt an den ableitbaren geistigen, künstlerischen Kräften, die auf die Erdoberfläche einwirken, die Du gültig eingefangen hast. Es sind Stempel des Kosmos, Schwingungsperioden von Umflutungen, Wallungen einer neuen Philosophie, das Nichtmehrsagbare , in der Eukinetik, in der Tanzkunst, in der Lehre von der schönen und harmonischen Bewegung, im Ebenmass, in der Ausgeglichenheit des Pulses.

All das – und noch viel mehr – ist Dir in Deinen Bildern gelungen! Deine Bilder sind auch Illuminierungen Deines philosophischen Werks, Deiner vielen lebenszugewandten Bücher über das Sein.

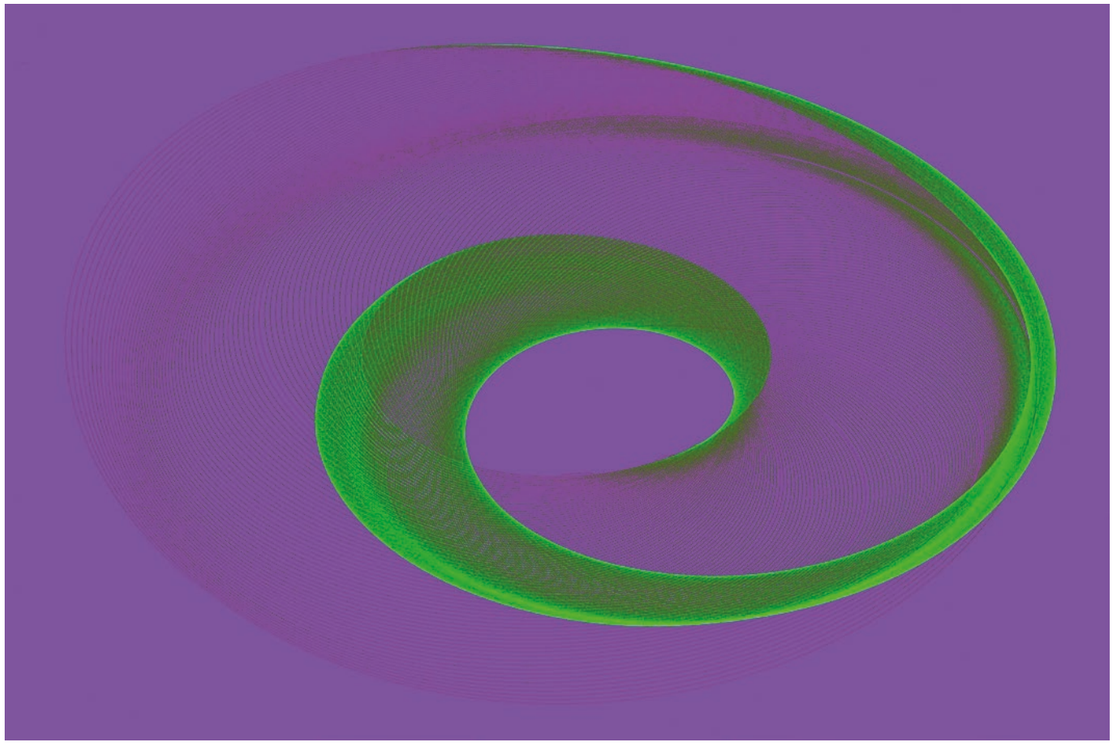
Und wie geheimnisvoll ist die Evidenz Deiner Klarheit. Unfasslich die Figuralität der Abstrakta.

ICH BEWUNDERE DICH.

Ein Leben lang (über 55 Jahre) beschäftigte ich mich mit Poesie, Malerei, Musik – doch noch niemals bekam ich es mit universenweiten „Seelenbildern“ zu tun wie von Dir. Verrückt! Ich verneige mich vor Dir.

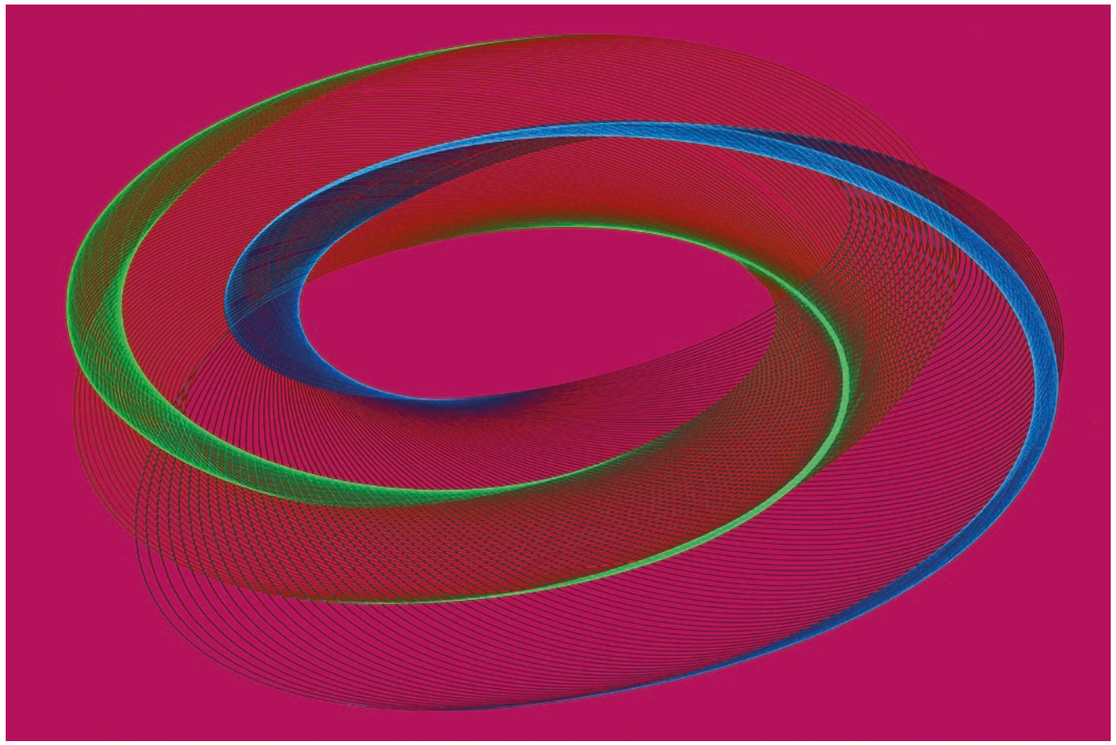
Ganz herzlich grüsst

Paul Gisi



Ludwig Weibel
B16.77

Ludwig Weibel
B515.16



INKAS Institut für Kreatives Schreiben

Das 1997 im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V. gegründete INKAS **IN**stitut für **K**re**A**tives **S**chreiben ist eine anerkannte Bildungseinrichtung für Kinder, Jugendliche und Erwachsene.Gründer und Studienleiter ist Rüdiger Heins www.ruedigerheins.de.

Ein **Schwerpunkt** des Instituts ist das **viersemestrige Studium** “Creative Writing”. Durch gezielte Übungen, kontinuierliches Schreiben und die Beschäftigung mit Literaturgeschichte wird die Kreativität der Studierenden geweckt und in literarische Formen gebracht.

Ab dem dritten Semester können sich die Studierenden mit fachkundiger Unterstützung in Form eines Lektorats an ihr erstes Buchprojekt wagen. Der institutseigene Verlag **edition maya** bietet zudem regelmäßig die Beteiligung an Anthologien. Veröffentlichungen sind auch in der Online-Literaturzeitschrift **experimenta** www.experimenta.de möglich.

Das didaktische Konzept sieht die intensive Vermittlung von Creative Writing vor. Außerdem werden die Grundlagen in den Lehrfächern zeitgenössische Lyrik und Prosa sowie Sachthemen der Literatur in den Wochenendseminaren vermittelt. Diese finden in der Regel einmal im Monat von Freitag- bis Samstagabend statt.
Das Studium steht allen Interessierten unabhängig ihrer Vorbildung offen. Regelmäßig werden öffentliche Lesungen vom Institut angeboten, an denen sich die Studierenden mit eigenen Texten beteiligen können.

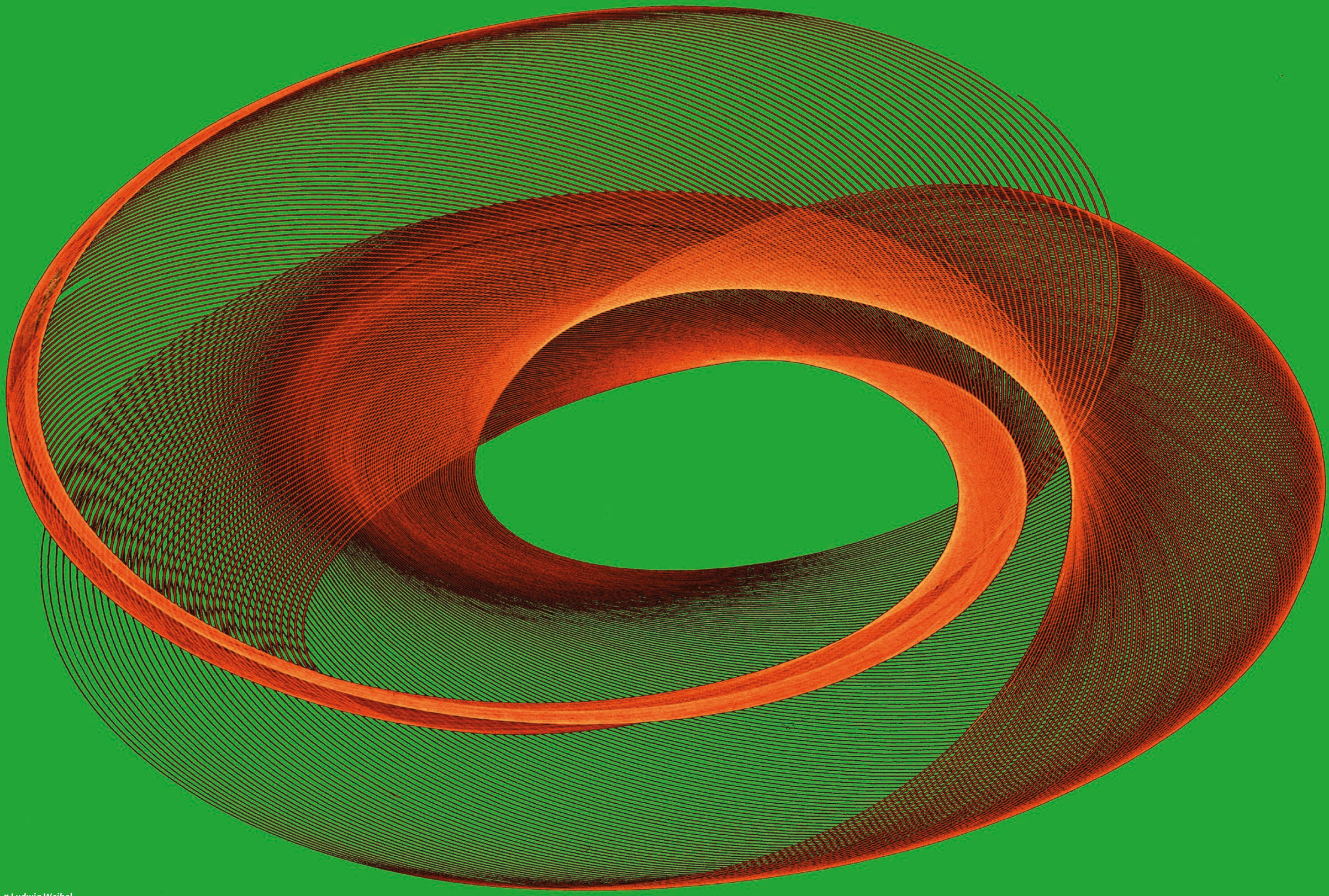
Außerdem engagiert sich das INKAS Institut in der Erwachsenen- und Jugendarbeit. Im gesamten deutschsprachigen Raum bietet INKAS mehrtägige Seminare an.

Die **Arbeit mit Kindern und Jugendlichen** ist ein weiterer Schwerpunkt des Instituts. Im Rahmen von “Abenteuer Schreiben” www.abenteuer-schreiben.eu werden junge Menschen altersgerecht mit den Methoden des Creative Writings vertraut gemacht.

Weitere Informationen
Termine für Schreibberatung und Beratung von Autorinnen und Autoren nach Vereinbarung:
info@inkas-id.de oder Telefon: 06721 921060

Publikationen
experimenta - Zeitschrift für zeitgenössische Lyrik und Prosa, online kostenfrei. Erschheint monatlich:
www.experimenta.de

Veranstaltungen und Seminare:
www.inkas-institut.de



× ***Ludwig Weibel***
B332.16

Der Traum vom Buch
kann in Erfüllung gehen!

Wir helfen Ihnen dabei.

Sie haben schon immer davon geträumt, ein eigenes Buch zu veröffentlichen? Wir können Ihnen dabei behilflich sein. Ihre Bewerbung mit einer Textprobe von 20 Seiten an: **presse@experimenta.de**

Bewerbungsunterlagen mit Adresse, Telefonnummer und Emailadresse versehen. Wir melden uns innerhalb von 10 Tagen bei Ihnen, ob Ihr Projekt veröffentlicht werden kann.

Mutter + Tante
Die Geschichte einer Vergiftung

Ein Theaterstück von Antje Hampe und Rüdiger Heins

Mutter + Tante
Die Geschichte einer Vergiftung
Antje Hampe, Rüdiger Heins

edition maya
ISBN: 978-3-930758-53-1
9,80 €

Zwei alleinstehende Frauen, Mutter und Tante, leben mit dem Sohn „Mutters“ in einem gemeinsamen Haus. Mutter und Tante leben in einem ständigen Konflikt, der sich immer um den sechsjährigen Jungen „Kind“ dreht. Mutter sieht Kind als ihr Eigentum an, über das sie in jeder Lebenslage bestimmen kann. „Tante“ verliebt sich in Kind und missbraucht ihn für ihre sexuellen Fantasien.

Die Autor(inn)en Antje Hampe und Rüdiger Heins machen sich mit der dramatischen Fassung des Geschehenen auf eine Spurensuche in ein Labyrinth des Unfassbaren.

Antje Hampe, Essayistin, Lyrikerin und Redakteurin der experimenta. Sie arbeitet als Psychotherapeutin (HP).

Rüdiger Heins ist Autor und Regisseur. Er wandelt zwischen Dokumentarthemen (Obdachlose, Strassenkinder in Deutschland, Menschenrechtverletzungen in China) und Belletristik wie Romanen, Gedichtbänden, mit zeitgenössischer Lyrik und Theaterstücken.

experimenta

× *Ludwig Weibel*
A465.16 (Ausschnitt)

Handbuch
für Autorinnen und Autoren
DIE Investition in Ihre Zukunft!
Informationen und Adressen aus dem deutschen Literaturbetrieb und der Medienbranche.

- 8. komplett überarbeitete Auflage 2015
- 704 Seiten, 54,90 EUR
- www.handbuch-fuer-autoren.de

· uschtrin ·

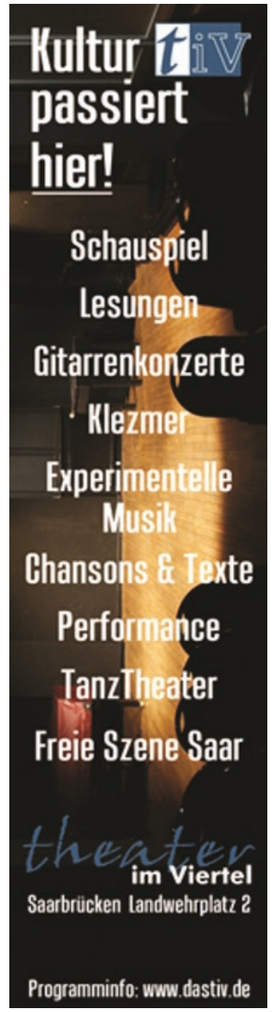
Printausgaben und E-Books von:
Emmanuel Bove
Jim Grimsley
Andreas von Klewitz
Fernando Molica
Zé do Rock

EDITION DIÁ

www.editiondiá.de

rowohlt

Utopisch phantastische Literatur
Erotische Geschichten
Kriminalfälle
www.sfbasar.de
Buchbesprechungen
Wettbewerbe
Buchpreisrätsel
Literatur
Leseproben
Bekannte Autoren
Neue Ideen
Unentdeckte Talente
Originelle Texte
und vieles mehr...
SFBASAR.DE
DER LITERATURBLOG



experimenta *Facebook-Seite auch als App*

Die experimenta Facebook-Seite gibt es jetzt auch als App für Android und Apple iOS unter folgendem Link abrufbar: *http://experimenta.chayns.net*
So bleibt Ihr immer auf dem Laufenden.

Impressum

experimenta
Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V., Dr.-Sieglitz-Straße 49, 55411 Bingen

Herausgeber:
Prof. Dr. Mario Andreotti,
Antje Hampe,
Rüdiger Heins

Redaktion:
Karla Aslan (Tanz und Theater),
Philip J. Dingeldey (Prosa),
Jens-Philipp Gründler (Sound Voices),
Antje Hampe (Lyrik),
Rüdiger Heins,
Annette Rümmele,
Franziska Schmetz (Bildredaktion),
Elisabeth Schmidt (Schlusskorrektur),
Barbara Wollstein (Filmkolumne),
Charles Stünzi (Prosa),
Bella Bender (Prosa und Social Media),
Kevin Coordes (Prosa, Social Media und Werbung)

Korrespondenten: Prof. Dr. Mario Andreotti (CH), Jürgen Janson, Xu Pei

Layout und Gestaltung: Wolf Dobenecker
Webmaster: Christoph Spanier
Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins

Redaktionsanschrift:
experimenta
Dr.-Sieglitz-Straße 49
55411 Bingen

Einsendungen erwünscht!
Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:
redaktion@experimenta.de

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung. Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS INstitut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

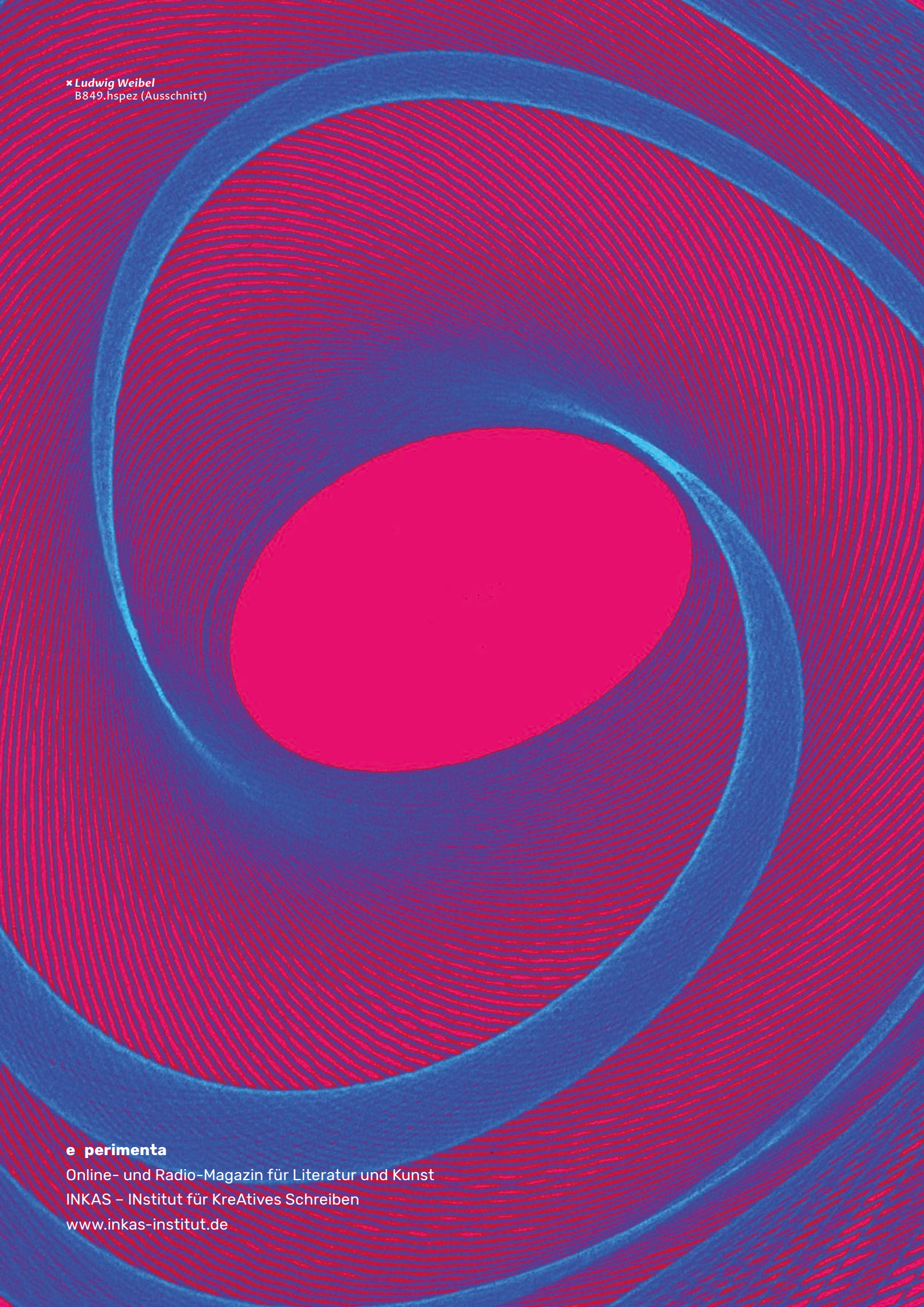
Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich. Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.

Auflage: 22.000
ISSN: 1865-5661
URN: urn:nbn:de:0131-eXperimenta-2019-067

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

Titelbild: Ludwig Weibel, B607.11 (Ausschnitt)



× *Ludwig Weibel*
B849.hspez (Ausschnitt)

e perimenta
Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben
www.inkas-institut.de